TONI ATTENBERGER

Der lachende PUDEL

und andere Geschichten
um Tiere und Menschen

Der lachende Pudel

Der lachende Pudel

UND ANDERE GESCHICHTEN
UM TIERE UND MENSCHEN

Von

Toni Attenberger

5. AUFLAGE

Umschau Verlag, Frankfurt am Main

Lizenz Nr. 8, Dr. Georg Kurt Schauer, der amerikanischen Militärregierung. 5 000, Nov. 1948,
Copyright 1948 by Umschau Verlag, Frankfurt am Main, Printed in Germany. Alle Rechte,
insbesondere der Übersetzung u. Verfilmung, vorbehalten. Einbandentwurf: Hans Breidenstein,
Frankfurt am Main. Herstellung: Brönners Druckerei (Breidenstein), Frankfurt am Main.

Inhalt

Vorwort 7

Maxl — »der Kettenhund« 11

Der Große Graue 58

Der lachende Pudel 85

Carlu, die Geschichte eines Tanzbären 125

Die letzten Drei vom Zirkus Grotjansen 184

Vorwort

Wer ein Buch schreibt, entkleidet seine Seele aller Hüllen. Nackt und bloß gibt er sie der Erkenntnis seiner Leser preis und läßt die Menschen Richter werden über sein innerstes Leben. Vielleicht ein Grund, warum ich so lange zögerte, mein erstes Buch herauszubringen.

Denn mit der Seele ist es nicht anders als mit dem Körper. Muß man sich schon nackt zeigen, dann will man wenigstens sauber und rein sein.

Gerade das war's, was mich am Schreiben hinderte. Ich empfand, noch nicht genügend „sauber" zu sein. Noch immer fand ich zu viele Schlacken der Erziehung, Gewohnheit und Überlieferung, Mängel des Wissens und der Erfahrung zwischen mir und der Erkenntnis des Tieres stehen, um über ein Wesen schreiben zu können, das aus Eigenem nichts Falsches widerlegen, sich gegen Unrecht nicht verteidigen kann.

Wer über das Tier schreibt, muß doppelt wahrhaftig sein.

Denn das Tier ist wehrlos gegen Unwahrheit und Entstellung.

Ich kenne Tierbücher, in denen die Fabulierkunst ihres Verfassers die einfachsten biologischen Gesetze übersieht, Bücher, die dem Tier Fähigkeiten unterlegen, die es nie besitzt, die das Tier reden und denken lassen.

Wenn diese Bücher Märchen oder Romane sein wollen, lasse ich sie gelten. Nicht aber, wenn sie den Mantel des Wirklichen, Echten tragen.

Sie schaden mehr, als sie nützen, schaden nicht nur dem Tier, mehr noch dem Menschen.

Schon deshalb, weil sie ein falsches Bild vom Tier geben, weil sie in den Menschen den Glauben an Fähigkeiten des Tieres erwecken, von deren Existenz sie bei den Tieren ihrer eigenen Umgebung nicht die leiseste Spur entdecken.

Man muß sich nicht wundern, wenn manche Menschen deshalb ihre eigenen Tiere mit sinnlosen Experimenten quälen. Oder — die scheinbar weniger begabten Tiere für minderwertig halten.

Mir fällt ein Erlebnis aus meiner Jugend ein, ein gutes Beispiel dafür.

Mein Vater hatte vierzig Paar Pferde, brave schwere Belgier, deren Aufgabe es war, Floßhölzer aus der Isar an das Ufer zu ziehen. Eine Tätigkeit, die sie brav und fleißig erfüllten.

Damals las ich gerade in einem amerikanischen Tierbuch von einem Pferd, das seinen Herrn, als er beim Überqueren eines reißenden Flusses vom Floß fiel, aus dem Wasser zog und ihm so das Leben rettete.

Ich hatte eine grenzenlose Hochachtung vor diesem Pferd.

Um so größer war meine Enttäuschung, als ich zusah, wie einer unserer Floßknechte bei der Wasserarbeit in die stark strömende Isar fiel und Liesl und Hansl, die beiden braven Belgier, tatenlos und ruhig am Ufer standen. Es fiel den beiden nicht im mindesten ein, mutig wie das Pferd im Buch in das Wasser zu springen, um ihren verzweifelt mit der Flut kämpfenden Herrn zu retten.

Von da ab konnte ich die beiden Tiere nicht mehr leiden und brauchte lange, bis ich die Geschichte vergessen hatte.

Und ich glaube, viele Menschen tragen ähnliche Enttäuschungen mit sich herum.

Dabei braucht man diese fantastischen Fabeln gar nicht. Die

Wahrheit ist viel schöner, großartiger und, wenn man will, sensationeller.

Das ausgefallenste Dichterhirn kann keine größeren Leistungen ersinnen, als sie die Tiere vollbringen. Sei es in der Sorge um die Existenz, in Überlistung und im Kampf mit überlegenen Gegnern oder im Dienste des Menschen.

Selbstverständlich gibt es kluge und dumme Tiere, aufgeweckte und stumpfsinnige, wie auch die Menschen verschieden sind in Können und Leistung. Mir hat ein dreißig Jahre langer enger Umgang mit Tieren ihr wundervolles, abwechslungsreiches Leben offenbart.

Und wenn ich auch zahlreiche Spuren dieses Umganges mit ihnen am Leibe trage, ich bin ihnen Freund geblieben. Allein schon aus Dankbarkeit für die wahre und uneigennützige Freundschaft, die sie mir geschenkt haben.

Toni Attenberger

Maxl — »der Kettenhund«

Jedesmal, wenn die Sonne sich am Morgen hinter dem knolligen Nasenbuckel des Aggensteins hervorschob, sandte sie ihren ersten Strahl zum Hof des Einödbauern Anderl Hinteregger hinunter. Und gerade in das windschiefe, wie gelangweilt gähnende Einschlupfloch der Hundehütte hinein, als wollte sie nachschauen, ob nicht doch wieder ein neuer Vierbeiner in die verwahrloste, lieblos zusammengepfuschte Hütte eingezogen war. Wochenlang stand die elende Hundebehausung verwaist, seitdem Tyras, ihr letzter Bewohner, es vorgezogen hatte, dies einsame, qualvolle Kettendasein mit dem Hundehimmel zu vertauschen.

Vier lange, endlose Jahre ertrug er das armselige Leben eines Kettenhundes, freudlose Jahre, ohne Lichtblick, ohne Freundschaft und Güte — immer an der Kette — Sommer und Winter.

Und was für Winter waren das!

Oft hielt ihn ein eisiger Schneesturm tagelang in der kalten Hütte gefangen, und manches Mal mußten die Hofbewohner ihm am Morgen erst ein Loch schaufeln, damit er überhaupt aus ihr heraus konnte, wenn der Ostwind den Schnee zwei Meter hoch und höher an das Haus warf.

Die Sonne, die gütige, wärmende, war seine einzige Freundin.

Die wenigen Stunden, die ihr die hohen Bergspitzen und Kuppen erlaubten, auf den Hof herab zu scheinen, nützte er weidlich aus. Da lag er auf dem Hüttendach und ließ sich von ihr die Eiskrusteln im zottigen, nie gepflegten Fell auftauen und kostete ihre wohlige Wärme aus bis zum letzten Augenblick. Bis sie wieder hinter der nächsten Bergwand verschwand.

Im Sommer war er weniger mit ihr zufrieden, besonders dann, wenn sie stundenlang mit sengender Glut auf die Hütte herabbrannte. Aber am Morgen freute er sich doch jedesmal auf ihren ersten Strahl. Gab ihm doch ihre Wärme die Möglichkeit, die durch die Nachtkühle verklammten Glieder wieder beweglich zu machen.

Bewegen konnte er sich ja nicht. Wenigstens nicht viel.

Die fünf Meter lange Kette ließ ein Auslaufen, ein fröhliches Spiel des Körpers, nicht zu. Sie reichte gerade von der Hütte, die am Heuschuppen angebaut war, bis zum Wohnhaus des Bauern hinüber. Lange genug, um Tyras es möglich zu machen, irgendwem den Zutritt zum Haus zu verwehren.

Falls dies angesichts des großen, zottigen Hundes überhaupt jemand gewagt hätte.

Und Tyras hätte diesen Wachdienst auch dann zuverlässig ausgeführt, wenn man ihn frei hätte laufen lassen. Auch ohne Kette. Warum also diese sinnlose Marter? Er hätte keinen gebissen, bei dem es nicht nötig war. Er kannte doch alle, die in diese abwegige, gottverlassene Einöde kamen.

Hias, den Wurzelgräber, der immer im Schatten des Heustadels sein einfaches Frühstück einnahm, das in der Hauptsache aus Enzianschnaps und nebenbei noch aus einem Bissen Brot und einem kleinen Stückchen G'selchten — rauchschwarzen Schweinernen — bestand. Dann die beiden Sennen, die von der Karglalm Butter und Käs herunter brachten und jedesmal im Hof am Quellbrünnlein ihren Durst löschten und nie vergaßen, ihm, dem

durstig Zusehenden, seinen rostigen Wassernapf wieder frisch zu füllen, wenn er in der Sonnenhitze frühzeitig leer geworden war. Den Postboten, den Forstgehilfen, sie kannte er gut, am besten aber die alte Kräuterlies', die in den paar Sommermonaten oben auf den Berghängen Beeren suchte, und die als einzige ihm jedesmal ein bißchen Zärtlichkeit schenkte, die ihn streichelte und ihm die schmutzigen Futtergeschirre am Brunnen säuberte. Denn — das tat ja sonst niemand.

Es kümmerte sich tagelang keiner um ihn.

Am Morgen gingen sämtliche Hausbewohner fort. Die Kinder in die Schule, die Bauersleute ins Holz oder aufs Feld. Der Letzte füllte ihm den Wassernapf, und dann sah er niemand mehr bis zum Abend. Kehrten sie dann heim, bekam er sein „Fressen": Wasser- oder Mehlsuppe mit Brot oder Kartoffeln und ab und zu — aber nur alle heiligen Zeiten — einen Knochen.

Und sonst nichts.

Besonders das nicht, auf das er jeden, jeden Tag so sehnsüchtig wartete — ein freundliches Wort, einen kleinen Dank für seine Treue und Wachsamkeit. Aber nie fiel es einem der vier Menschen ein, bei ihm stehen zu bleiben, ihn zu streicheln oder gar einmal von der Kette — der entsetzlichen Kette — zu lösen. Gleichgültig gingen sie an ihm vorüber, wenn sie den Hof verließen und sahen nicht den hoffenden, fragenden Blick der schönen, dunklen Hundeaugen, wußten darum auch nichts von der Enttäuschung, die darin aufflackerte, wenn er ihnen nachblickte, bis sie seinem Gesichtsfeld entschwanden.

Vier lange, lange Jahre hielt Tyras dies elende Leben aus. Dann lag er an einem Sommermorgen kalt und still vor der Hütte.

Die Kette hatte über die Widerstandskraft des sehnsüchtigen Herzens gesiegt.

Blasi, der jüngste Bub des Hintereggers, fand Tyras tot beim morgendlichen Gang zum Brunnen.

„Vata, der Tyras is' g'storben", kündete er das Ereignis dem am Frühstücktstisch sitzenden Bauern.

Und dann ging es Tyras so wie manchem Menschen, dessen treue, stillschweigende und selbstlose Pflichterfüllung im Leben unbeachtet blieb. Jetzt — nach dem Tode, kam die Anerkennung.

Die kleine Maridl stand weinend vor dem stillgewordenen, vierbeinigen Hausgenossen. Auch die Bäuerin fuhr sich ein paarmal mit dem Schürzenzipfel über die naßgewordenen Augen, der Bauer aber äußerte in seiner wortkargen Art: „War doch a braver, guter Hund."

Damit war der Fall „Tyras" auf dem Einödhof Hintereggers endgültig abgetan.

Nur einmal noch frischte die Erinnerung an den guten treuen Hofwächter auf.

Auf der Bergwiese war es. Die alte Kräuterlies, die einzige Freundin im Leben Tyras', traf dort den Anderl Hinteregger bei der Heumahd, blieb bei ihm stehen und sah ihm einen Schnaufer lang bei der Arbeit zu.

„Dein Tyrasl is eingangen, Bauer, gelt?" äußerte sie. „Schad' um das gute Hunderl."

„Und was kümmert's dich?" fuhr sie der Bauer knurrig an.

„Nit viel", meinte sie, „aber so viel scho, daß du nit so bald an andern kriegst. An andern, den du wieder so schlecht halten kannst. Dafür sorg i im Dorf!"

Dann ging das alte Weiberl mit ihren langsamen, berggewohnten Schritten talwärts und ließ den Anderl verdutzt stehen. Hörte auch nicht den „frommen" Wunsch, den ihr der Bauer nachsandte.

Aber eins wußte sie. Mit ihrer Drohung hatte sie den alten Geiznickel an seiner verwundbarsten Stelle getroffen. Kaufen würde der sich ja doch keinen anderen Hofhund, dazu hing der viel zu arg am Geld. Geschenkt, wie den Tyras, sollte er aber keinen bekommen, dafür wollte sie bei den Bäuerinnen im Dorf unten schon die nötige Stimmung machen.

„Eine Schand, ein so braves Viecherl so schlecht zu behandeln", brummelte sie mit ihrem zahnlosen Mund beim Abstieg vor sich hin.

Und sie hielt ihr Wort.

Darum wunderte sich die Sonne noch sehr lange jeden Morgen über die verwaiste Hundehütte auf dem Einödhof.

*

Aber — wie das schon so ist im Leben — die Sonne scheint gleichmäßig über Gerechte und Ungerechte. Und mancher, der es am wenigsten verdient, hat das meiste Glück.

So ging es auch den Hintereggerschen Bauersleuten. Sie kamen einmal abends müde von schwerer Holzarbeit am Bergwald auf den Hof zurück, und — ja, das Glück ist einVogerl — — saß da am Hausbankerl ein Handwerksbursche, ein fahrender Geselle, und vor ihm lag ein Hund, ein bildschöner, mittelgroßer schwarzer Schnauzer. Ein dünnes Spagatschnürl kittete die Zusammengehörigkeit der beiden unerwarteten Besucher fester aneinander, als es der freie Wille des Hundes vielleicht getan hätte.

Man sah den beiden sofort die Zufälligkeit ihres Zusammenseins an.

Am Hund konnte man die einstige sorgfältige Pflege trotz seines verschmutzten und verwahrlosten Zustandes deutlich erkennen. Sein Fell war vor noch nicht allzulanger Zeit von sachkundiger Hand getrimmt worden, und nicht von irgendeinem Pfuscher mit der Schere verschandelt, während das Äußere des Burschen nicht die leiseste Spur einer Pflege verriet.

Beim Erscheinen der Bauersleute erhob sich der Wandersmann von der Bank und begrüßte die beiden im breitesten Berliner Vorstadtdeutsch.

„Na, endlich injetrudelt, Meesta, ick warte mir hier schon Schwielen uff der Bank. Aba det hier können Sie einem ollen Jardefüselier nich vorzaubern", dabei wies der Sprecher auf die Haustüre.

Dort lehnte ein altes Gendarmeriegewehr, auf dessen Mündung ein ebenso alter Polizeihelm gestülpt war. Hinteregger hatte sich die beiden Attribute polizeilicher Macht von einem Polizeibeamten ausgeborgt, als billigen Ersatz für Tyras gewissermaßen. Einen Hund hatte er nicht, bekam auch keinen, dank der eindringlichen, wortreichen Arbeit der alten Kräuterlies. So sollte das die Anwesenheit eines Polizeibeamten auf dem Hof vortäuschende Waffenstilleben den fehlenden Hofhund ersetzen.

Anderl Hinteregger war über den schlechten Erfolg seines polizeilichen Täuschungsmanövers nicht gerade sehr erbaut. Mißtrauisch musterte er den nicht sehr viel Vertrauen erweckenden Besucher.

„Was wollt's denn Ihr auf mein' Hof?" schnauzte er den Mann an.

„Sachte, sachte, Männeken, warum denn so uffjeregt?" erwiderte der mit breitem Grinsen. „Immer mit de Ruhe, wo ick doch keene Mühe und Kosten jescheut habe, Ihnen zu nen Hund zu verhelfen."

Und dann erzählte der Mann dem gespannt aufhorchenden Anderl, wie er auf seiner Wanderschaft unten im Dorf von den ergebnislosen Versuchen Anderls, einen neuen Hofhund zu bekommen, unterrichtet wurde. Daraufhin hätte er sich sofort hierher begeben, um ihm, dem Bauern, den Hund vorzustellen und anzubieten. Aber ganz umsonst könne er die Sache nicht machen. Er wisse ja, daß Großzügigkeit bei Anderl ganz klein geschrieben werde — das pfiffen unten im Ort die Spatzen vom Dach — aber etwas müsse der Bauer schon rausrücken.

Anderl beobachtete während dieser langen, zungenfertig vorgebrachten Suada den Hund.

Der lag still zu Füßen seines Besitzers. Den Kopf erhoben, mit gespitzten Ohren, lauschte auch er der Rede seines Herrn. Sein Blick, aus großen, klugen Augen kommend, wanderte ruhig zwischen den beiden Männern hin und her.

Der Hund gefiel Anderl sehr gut. Er witterte hier die günstige Gelegenheit, auf billige Art zu einem neuen Haushund zu kommen.

„Was wollt's denn hab'n für den Hund?" begann er den Handel.

Der Wandersmann überlegte einen Augenblick.

„Zehn Emmchen, een Pfund Butter oder Speck, und det Jeschäft is jeloofen", schlug er dann vor.

Anderl Hinteregger schüttelte nur den Kopf. „Na", war alles, was er auf das Angebot entgegnete. Dann wandte er sich zur Haustüre, als wenn der Fall für ihn erledigt wäre.

Zehn Mark für den gestohlenen Hund! Der Kerl war doch nicht ganz gescheit. Für zehn Mark bekam er, Anderl, überall einen Hund, da brauchte er doch den hergelaufenen Handwerksburschen nicht dazu. Aber der gab das schon noch billiger. Der Hund wäre ja ganz schön und brauchbar. Also nur nit hitzig sein — schön langsam und abwarten.

Das waren so die Gedanken, die Anderl in seinem im Handeln geübten Bauernkopf wälzte.

Und er hatte sich nicht verrechnet.

Der andere Partner an dem Hundehandel erriet die Gedanken des Bauern selbstverständlich — es schien doch nicht so leicht zu sein, mit diesem knauserigen Dickschädel zu verhandeln. Aber er wollte auf jeden Fall das Geschäft machen. Lange konnte er mit dem Hund nicht mehr umherziehen. Wenn er einem Landgendarm über den Weg lief, war er den Hund los. Also, lieber weniger als gar nichts.

„Nu machen Sie keen Umsturz, Herr Ökonomierat, und sagen Sie schon, wat Sie freiwillig ausspucken wollen. Mich soll et nich druff ankommen, Ihnen een Jefallen zu tun", lenkte er den Handel wieder ein.

„Drei Mark und ein Weiling voll Milli", bot Anderl, und dabei blieb es, trotz aller wortreichen Versuche des Berliners, den Kaufschilling zu erhöhen. Anderl war und blieb der Überlegenere.

Der Mann bekam seinen Taler und eine große Schüssel Milch, wozu ihm die Bäuerin noch ein derbes Stück Brot vom umfangreichen Laib schnitt.

Der Wanderbursche stand von der Bank auf, holte sich von der Hundehütte den schmutzigen Freßnapf und reinigte ihn am Brunnen. Dann goß er Milch hinein, brockte Brot dazu und stellte ihn dem Hunde hin.

„Det is unser Abschiedsdiner, Maxe, laß et dir jut schmecken, Kleena", forderte er den Hund auf und aß dann selbst mit gutem Appetit den ihm verbliebenen Rest. Als er fertig war, wischte er sich den Milchschaum aus dem Schnauzbart und gab dem Anderl die Schnur, an der er die ganze Zeit über den Hund festgehalten hatte, in die Hand.

„So, da haben Sie Ihren neuen Hausgenossen. Maxe heeßt er, Maxe, und det eene verrat ick Sie, wenn Sie det Tier nich anständig behandeln, komme ick wieda, vastehn Sie mir? Und nun adio, Sie edler Tierfreund!"

Damit verabschiedete er sich von Hinteregger, beugte sich zu dem Hund hinunter, strich ihm zärtlich einige Male über Schnauze und Ohren und trollte sich dann, ohne sich noch einmal umzublicken, zum Hof hinaus. Er pfiff dabei ein altes Handwerksburschenlied vor sich hin.

Der Hund stand mit gespitzten Ohren und lauschte dem Pfeifen, bis der letzte Ton verklang. Dann ließ er ein helles, spitzes Bellen laut werden, das sich wie eine Frage anhörte, drehte sich zu Hinteregger um und schaute dem mit klugen, fragenden Augen ins Gesicht.

Anderl setzte sich auf die Bank, zog den Hund näher zu sich heran und versuchte, ihn zu streicheln. „Maxe" ließ ein leises Knurren hören. Anderl zog erschreckt seine Hand zurück.

„Aber Maxl, sei doch g'scheit. I mein's doch ganz gut mit dir", versuchte der Bauer den widerstrebenden Hund umzustimmen. Aber „Maxl" lehnte jede Vertraulichkeit und alle Annäherungsversuche des Bauern ab. Klar und bestimmt. Noch

kannte er ja den fremden Mann nicht, wollte auch nichts von ihm und zeigte dies mit offener Eindeutigkeit.

Der schöne Hund, mit den klugen, sprechenden Augen, mußte eine gute, verständnisvolle Erziehung hinter sich haben. Ruhig saß er vor dem auf ihn einsprechenden Anderl Hinteregger, ließ dessen Überredungskünste ohne merkliche Anteilnahme über sich ergehen, als gingen sie ihn überhaupt nichts an. Nur seine Augen verrieten Aufmerksamkeit und Wachsein. Ihr Blick wanderte über den Hof und musterte und prüfte die neue Umgebung, in die ihn sein sonderbares Schicksal geführt hatte.

Anderl fühlte ganz deutlich die überlegene Ruhe des Hundes. Das Tier „imponierte" ihm. Das war kein Tyras, der sich alles, aber auch alles, geduldig hatte gefallen lassen.

„Der hat an Charakter", äußerte er sich zu seiner Frau hin, die, an die Türe gelehnt, Bauer und Hund interessiert beobachtete.

Und nun geschah etwas, das der Hintereggerische Hof noch nicht erlebt hatte. Anderl stieg höchstpersönlich in die Milchkammer hinunter, brachte eine große Schüssel Milch und ein umfangreiches Stück Brot herauf, setzte sich auf die Bank und fütterte Maxl genau so, wie es vorhin der Handwerksbursche getan hatte.

Der Hund nahm das Futter mit großem Appetit, doch ohne jede Gier an und leckte die Schüssel bis zum letzten Tropfen leer. Er schien sehr hungrig gewesen zu sein. Weiß der Himmel, wann er bei seinem Vorbesitzer je so eine ausgiebige Mahlzeit vorgesetzt bekommen hatte. Aber nun war er satt, satt und zufrieden. Er zeigte das auch deutlich durch sein Verhalten an. Ganz dicht zu Füßen des Bauern legte er sich nieder und leckte sich friedlich die Schnauze. Duldete auch ohne Widerstand die Hand des Bauern, die ihm derb über das schmutzige Fell strich.

Die Hand Anderls merkte den Straßenschmutz im Haar des Hundes.

„I glaub, dem könnt' a kräftig's Wasch'n nit schad'n; bring a mal die Schmierseif'n raus", forderte er seine Frau auf.

Die Hintereggerin kam aus dem Staunen überhaupt nicht mehr heraus.

„Was hat denn der Bauer mit dem Hund", ging's ihr durch den Kopf, „das war ja noch gar nit da. Soviel G'schichten hat der ja die ganzen vier Jahr nit mit dem Tyras g'macht." Leise vor sich hinbrummelnd ging sie die Schmierseife holen.

Und dann begann am Brunnen ein fröhliches, gründliches Waschen, an dem der eine die Arbeit und der andere das Vergnügen hatte. Denn das war klar zu erkennen: Maxl war durchaus nicht wasserscheu. Im Gegenteil. Sobald er die Absicht des Bauern erkannte, sprang er mit einem Satz in den ausgehöhlten Baumstamm, der als Brunnentrog diente, und ließ sich das Schrubben und Waschen gefallen wie einer, dem das nicht nur Bedürfnis, sondern auch Freude bedeutet.

Die gründliche, durchgreifende Reinigung brachte aber auch einen vollen Erfolg. Ein seidiges, glänzendes Fell erschien unter der Wirkung von Wasser und Seife, gut getrimmtes schwarzes Haar, das an den Spitzen silbergrau schimmerte. Der Hund sah ordentlich „vornehm" aus. Auf jeden Fall ganz anders, als die bisherigen Bewohner der Hintereggerischen Hundehütte ausgesehen hatten.

Das waren verwahrloste, nie gepflegte Dorfstraßenmischungen gewesen.

Dieser aber zeigte in Bau und Schnitt des Körpers beste Abstammung. Edelstes Hundeblut — hohe Rasse. Wie er so in fliegenden, lustigen Sprüngen über den Hof raste, um sich das Wasser aus dem Fell zu schütteln, erwies das Spiel der Glieder vollendete Harmonie.

Das war kein Hundehüttenköter.

Das begriff auch Anderl.

So einen Hund hatte er noch nicht gehabt. Wenn er ihn nur behalten konnte.

Weiß der Teufel, wo ihn der Landstraßler, der umherziehende, aufgegabelt hatte. Mit dem Hund wollte er sich nicht so oft unten im Dorf sehen lassen. Die gehässigen Neidhammeln

da unten würden ihm das schöne Tier bestimmt nicht gönnen und ihm den Gendarm auf den Hof schicken. Die brauchten jetzt überhaupt noch nichts von dem Hund zu wissen.

Aus diesen Erwägungen heraus pfiff er plötzlich dem Hund. Der unterbrach sofort sein fröhliches Umherjagen und blieb mit lauschenden Ohren stehen.

„Komm her, Maxl, komm her", lockte Anderl das Tier zu sich heran. Gehorsam folgte der Hund dem Anruf, ließ sich auch ohne Sträuben die Schnur am Halsband befestigen und vom Bauern in die große Wohnstube führen.

Unter der Bank, die den behäbigen, großspurigen Kachelofen umzog, breitete Anderl zwei Kartoffelsäcke zum Lager und wies dem Hund den Platz.

„So, da bleibt er für heut nacht", erklärte er der am Tisch im Herrgottswinkel versammelten Familie.

Maxl nahm auch gleich Besitz von dem Lager. Satt und müde — zwei herrliche Gründe zum Schlafen, und bald kündeten tiefe Atemzüge: „Maxl" schlief.

*

Maxl schlief und träumte. Vor seinen schlummernden Sinnen zogen deutlich und so echt und lebendig, wie fast nur Hunde träumen können, die seltsamen, so überraschend gekommenen Ereignisse der letzten Tage vorüber. Der ganze tolle Reigen stand wieder auf.

Wer den Hund im leichten Schimmer des Vollmondes, der durch die vorhanglosen Fenster einfiel, hätte liegen sehen, der hätte beobachten können, wie alles an dem Hund, der ganze Körper, den Traum miterlebte. Nase und Zunge, der kurze Stummelschwanz und die Beine, alle Glieder des schlafenden Hundes verrieten dieses Erleben der erregenden Traumbilder.

Längst hatten sich die Bauersleute zur Ruhe begeben. Maxl war allein in der Stube und schlief und träumte.

*

Auf der Straße, die von Kempten, der alten Schwabenstadt im bayerischen Allgäu, zur Schweizergrenze hinter Bregenz führt, surrte ein weinrotes, sportlich schnittiges Kabriolett durch die berggesäumte Landschaft. Der Motor sang ein gleichmäßiges Lied von vorwärtsstürmender Kraft, der Fahrer am Steuer sang im gleichen Rhythmus ein lustiges Marschlied dazu, und hinten, auf dem Rücksitz des offenen Wagens, begleitete ein schöner, schwarzhaariger Schnauzer den musikalischen Zweiklang von Mann und Motor mit fröhlichem Gebell.

Die Vorderbeine auf das zusammengeklappte Verdeck gestützt, stand er aufrecht im Wagen und ließ sich den Fahrtwind um Fang und Ohren wehen, und sein „Gesang" verriet Lust und Wohlbehagen und vollstes Einverstandensein mit der schnellen Fahrt. Immer höher kletterte er auf das Verdeck, um noch mehr von dem so wundervoll über das Fell streichenden Windzug zu erhalten.

Da — wie sagt mein großer Kollege (er verzeihe mir die kleine Überheblichkeit) in weiser Voraussicht des nun kommenden Ereignisses so treffend: „— mit des Geschickes Mächten — —" — da war es auch schon geschehen.

Eine feuchte, kurze Wegstrecke — eine Kurve — dazu sechzig Kilometer Fahrttempo — und als der Wagen wieder aus der Kurve in die gerade Straße einbog und der Fahrer das widerspenstige Schleudern überwunden hatte — da hatte sich das sangesfröhliche Terzett in ein Duett verwandelt. Der eine, im Rücksitz, war unfreiwillig ausgestiegen.

„Und niemand hat's gesehen?"

Dem Fahrer entging der sich blitzschnell abrollende Fall, seine Aufmerksamkeit galt der kurvenreichen, feuchten Straße. Ahnungslos fuhr er weiter und wußte nicht, daß hinter ihm, schon viele Kilometer hinter ihm — und es wurden immer mehr — sein Hund im Straßengraben lag.

Saß ist besser gesagt. Denn von der Betäubung, die ihm der Sturz brachte, hatte er sich schnell erholt. Dagegen wollte die sonderbare Benommenheit nicht aus seinem Kopf heraus. So

hockte er im feuchten Gras des Straßengrabens, starrte vor sich hin und konnte den jähen Situationswechsel ganz und gar nicht begreifen, ebenso nicht die feurigen Funken, die vor seinen Augen tanzten.

Ein leiser, stechender Schmerz in seiner rechten Vorderpfote half ihm langsam in die rauhe Wirklichkeit hinüber. Allmählich dämmerte in seinem durcheinandergerüttelten Hundegehirn die Erkenntnis auf, daß er das schöne, weinrote Auto mit dem Straßengraben vertauscht hatte. Begriff auch, daß er vorerst einmal auf seine eigenen vier Beine angewiesen war.

Das heißt eigentlich auf drei, denn das eine, das rechte vordere, streikte. Das tat ihm der erste Versuch des Aufstehens sofort kund, es wollte nicht mittun. Da hockte er sich wieder hin und untersuchte erst den Schaden.

Ein tiefer und leicht blutender Riß war die Ursache des Schmerzes. Nach guter Hundeart leckte er die Wunde, bis ihn jählings die Sehnsucht nach Herrchen und Auto befiel, und ohne den Schmerz zu beachten, kletterte er aus dem Graben heraus.

Die scharfe S-Kurve der Straße behinderte ihm die Sicht. Instinktiv humpelte er in der Richtung des verschwundenen Autos die Straße hinab, mühselig auf drei Beinen ging's nur. Doch soviel auch seine schönen, großen Augen umherirrten, straßauf, straßab, von seinem Herrn und dem Wagen war nichts zu entdecken.

Allein und verlassen stand er auf der Straße. Er kam sich so arg unglücklich vor, setzte sich an den Straßenrad und heulte.

Heulte und jaulte so wehleidig und jämmerlich auf, daß dem Eichhörnchen auf der Bergkiefer an der Straße angst und bang wurde und ihm vor Schreck der schöne Kieferzapfen aus den Pfötchen fiel. Der landete mit lautem Klatschen auf der Straße dicht vor der Nase des Hundes. Erschreckt sprang der auf und rannte einige Gänge von der Kiefer weg. Ein scharfer Schmerz erinnerte ihn an seine verletzte Pfote. Das Schmerzgefühl zwang ihm eine langsamere Gangart auf. Die Nase am Boden, schlich er Schritt für Schritt die Straße entlang. Suchte angestrengt nach

einer Witterung, die ihm den Weg zu seinem Herrn weisen konnte.

Doch nichts, nicht die leiseste Spur war zu finden.

An einer Wegegabelung endeten alle seine Kenntnisse.

Gleich drei Straßen zweigten von der Hauptstraße ab. Wohin nun? Angestrengt arbeitete die Nase des Hundes, spurte und witterte. Kreuz und quer lief der Hund die Straßen ab, suchend und schnuppernd, aber nichts verriet ihm die Richtung, welcher der drei Straßen er folgen sollte.

Dabei tobte das Stechen im Bein immer ärger und zwang ihn wiederholt zu unfreiwilliger Rast.

Endlich gab er die ergebnislose Sucherei auf. Der gute Instinkt des Tieres ließ den Hund ihre Zwecklosigkeit erkennen. Das beste war zu warten, bis sein Herr wiederkam.

Langsam begann die Sonne sich zu röten. Die Schatten wurden länger. Der Abend zog ins Tal.

Der Hund hatte sich in den Schatten eines Haselbusches ausgestreckt. Da lag er nun mit keuchender Flanke und leckte sich die Wunde am Bein. Von Zeit zu Zeit kühlte er seine Zunge an dem frischen Hauch des Windes, der von den Bergen herunterstrich. Ein brennender Durst, von Blutverlust und Wundschmerz erzeugt, quälte ihn.

Schnuppernd hob er die Nase. War es ihm doch in der Erinnerung, als hätte er vorhin, bei der Suche nach seinem Herrn, Wasser gewittert. Er hatte sich nicht getäuscht. Der Bergwind brachte ihm die Bestätigung; er trug einen leisen Duft von Wasser mit, nur dem feinen Sinn des Tieres erkennbar. Es mußte ganz in der Nähe sein.

Langsam erhob sich der Hund und ging der Witterung nach.

Einer der Wege bog kurz nach seiner Abzweigung mit scharfem Knick nach Südosten ab, den Bergen zu, und von dort kam der Geruch des Wassers.

Der Bergwald sandte nur wenige Schritte hinter dem Knick seine Ausläufer an den Straßenrand; dort stand im Schutz alter Tannen und Fichten eine kleine Kapelle mit weitvorspringen-

dem, moosbedecktem Schindeldach, das sich schützend und Schatten spendend über einen kleinen Brunnen breitete. Aus dem Felsen, an den sich das kleine Kirchlein anschmiegte, kam's heraus, köstliches, klares Bergquellwasser, und fiel aus der grünbewachsenen Holzröhre mit leisem Sang in einen kleinen Tümpel, von dem aus, als scheute es die durstige Sonne, es sich heimlich in den schützenden Waldschatten schlich.

Bald fand der Hund das Wasser. Lange trank er. Die kühle Frische des Trunkes milderte die brennende Hitze in ihm. Auch der Schmerz ließ nach und tobte nicht mehr gar so wütend und unerträglich wie draußen auf der sonnigen Straße.

Neben dem Quelltümpel legte er sich sattgetrunken nieder und bald fielen ihm die Augen zu. Er schlief.

Eine Stunde vielleicht lag er schlafend, da weckte ihn ein lauter Plumps auf.

Eine große Kröte war mit weitem Satz in den Tümpel gesprungen. Da lag sie nun auf dem Wasser und glotzte mit ihren großen, weitaufgerissenen Augen das schwarze Tier an, das, jäh aus dem Schlaf gerissen, am Rande der Wasserlache stand.

Und wußte nicht, daß sie dem armen Hunde mit ihrem Erscheinen wieder den ganzen Jammer seiner Verlassenheit zum Bewußtsein brachte.

Schatten und Lichter waren verschwunden, die Dämmerung hatte sie mit ihrem gleichmäßigen Grau überdeckt. Friedliche Abendstille ringsum. Dem Hund bedeutete sie Qual, unterstrich sein Gefühl der Einsamkeit.

Den Schmerz im Bein nicht achtend, lief er auf die Straße hinaus, die hinter der Kapelle in den Wald führte. So schnell er konnte, bald dreibeinig, bald vierbeinig, folgte er ihrem Lauf. Immer wieder blieb er stehen und zog witternd die Luft ein. Nichts — nichts, das ihm weiterhalf.

Ein neues Gefühl, ein nicht weniger unangenehmes, gesellte sich zu seinem Leiden — der Hunger.

Seit dem Frühstück in dem Kemptner Hotel, von dem aus er mit seinem Herrn die Reise angetreten, bis jetzt hatte er nichts

bekommen. Nun machte sich der leere Magen bemerkbar. Ein weiterer Trieb, sein Tempo zu beschleunigen.

Menschen finden, Menschen, sagte ihm sein Instinkt.

Die stetige Fürsorge des Menschen für alle seine Bedürfnisse hatte den Hund hilflos gemacht. Ausgelöscht waren alle die Kenntnisse und Fähigkeiten, die das Tier in der Freiheit souverän machen und unabhängig von Menschenhilfe.

Die Sinne waren scharf geblieben, aber ihre Leistungen in andere Bahnen gelenkt — auf Wege, die dem Menschen dienen und ihm das Tier ausliefern. Am schwersten davon getroffen sind die Tiere, die der Mensch zu einem sinnlosen Luxusdasein verurteilt, deren natürliche Anlagen er verkümmern läßt — teils aus falscher Liebe, teils aus Eitelkeit.

Der Hund, der nun in tiefer Not die nächtliche Landstraße entlang humpelte, war aufgewachsen in der luxuriösen Umgebung einer Großstadtvilla, verhätschelt und verwöhnt, und nur seine hohe Rasse, sein edles Blut hatten ihn bewahrt, zu vertrotteln und zu verkümmern.

Seine Instinkte waren wach geblieben und berieten ihn richtig. Und trieben ihn an, Menschen zu suchen. Er fühlte, daß nur Menschen ihm in seinem Verlassensein helfen konnten. Und dieses Gefühl trieb und jagte ihn vorwärts und ließ ihn Wunde und Schmerz und Hunger überwinden.

Die Straße stieg allmählich bergan. Der Wald trat ganz an ihre Ränder heran und wehrte dem vorwärts eilenden Hunde jede Fernsicht. Immer wieder blieb er stehen, die Nase hochgereckt und zog die Luft ein. Dann humpelte er weiter.

Hinter einem Buckel endete der Wald. Eine Bergwiese lag im Mondlicht hinter der niedrigen Höhe.

Wieder blieb der Hund witternd stehen.

Da — das war doch Menschengeruch, das war doch die vertraute Witterung. Eine tiefe Erregung befiel den Hund. Sorgfältig windend und sichernd folgte er der Lockung.

Dort unten in der Senkung stand eine Hütte — ein starker

Heuduft ließ ihre Bestimmung erkennen. Von dort her kam der langgesuchte Geruch.

So schnell es ihm sein wundes Bein erlaubte, eilte er darauf zu. Ein offener Heustadel war es, und mitten drinnen im Heu lag ein Mensch.

Schlief und schnarchte.

Der Hund schob sich dicht an ihn heran und stieß dem schlafenden Mann seine kalte Schnauze mitten ins Gesicht. Der Schläfer fuhr jäh auf.

„Wat is denn det", entfuhr es dem Munde des erschrockenen Mannes. Dann sah er die Ursache seines Schreckens — den Hund — sah auch, daß er ganz allein war, und ein hörbarer Seufzer der Erleichterung stieg aus seinem Herzen.

Wieder stieß ihn der Hund an. Der Mann, ein wandernder Handwerksbursche, erkannte, daß der Hund Schutz bei ihm suchte, beugte sich zu ihm nieder und fuhr ihm streichelnd über Kopf und Rücken.

„Wo kommst denn du her, Kleena, na komm man ran, ick tu dir nischt", ermunterte er den Hund.

Der drückte sich fest an den fremden Mann, glücklich darüber, endlich einen Menschen gefunden zu haben. Schmerz und Hunger waren vergessen — nur einem Gefühl überließ sich der Hund: auszuruhen im Schutze eines Menschen. Er legte sich hin und schlief sofort ein, und bald vermischte sich das kräftige Schnarchen des Mannes mit den tiefen Atemzügen des Hundes. Friedlich schliefen die zwei vom Schicksal zusammengeführten Wesen in der mondlichtumflossenen Berghütte.

*

Die Morgennebel krochen aus den Wäldern auf die Bergwiese heraus und tanzten einen seltsamen Reigen über dem taunassen Gras, bevor sie sich entschlossen, mit dem Aufwind zu den Bergspitzen hinaufzuziehen. Der kalte Luftzug drang auch in die offene Hütte und weckte die beiden Schläfer im Heu. Blinzelnd

und gähnend wischte sich der Mann Heustaub und Schlaf aus den Augen. Dann fiel ihm der nächtliche Besucher ein.

Der saß vor ihm, leckte sich die verletzte Pfote und schielte dabei von Zeit zu Zeit zu seinem neuen Freund hinauf. Schnupperte auch manchmal zu dem neben ihm liegenden Felleisen, einem ziemlich umfangreichen Wandersack, hin. Das roch doch so aufreizend, daß ihm das Wasser im Maul zusammenlief.

Der Hunger meldete sich wieder, aber jetzt nachdrücklichst und erbarmungslos.

Auch der Mann schien dieselben Gefühle wie der Hund zu haben, erhob sich vom Heulager, ergriff das Bündel und öffnete es. Ein großer Laib Brot und ein umfangreicher Kranz braungeräucherter Würste schälten sich aus dem Gewirr von Wäsche und Socken heraus: die hochwillkommene Abschiedsgabe des gutmütigen Metzgermeisters in Kaufbeuren, dem der Wandersmann — ein Gärtnergeselle aus Berlin NN — den kleinen Ziergarten zur vollsten Zufriedenheit neu hergerichtet hatte.

Der Hund machte große Augen und leckte sich im Vorgefühl des kommenden Genusses die Schnauze.

„Haste Kohldampf, Kleena?" stellte der Besitzer der Köstlichkeiten fest. Er hatte das Benehmen des Hundes richtig eingeschätzt. „Eigentlich sollte det for mir alleene sind — aba — betrachte dir ruhig als injeladen." Mit dieser tröstlichen Einladung gab er dem Hund einige Stücke Brot und eine der Würste, sah zu, wie es dem Schnauzer schmeckte, und biß dabei, ebenfalls hungrig, abwechselnd von Brot und Wurst ab.

Der Vorrat schwand bedeutend zusammen, bis die beiden endlich satt waren. Dann packte der Mann wieder alles ein, hing sich das Felleisen um und verließ mit dem Hund die gastfreundliche Hütte.

Den gleichen Weg, den der Hund in der Nacht gelaufen, ging es wieder hinunter. Dem Wandersmann schien die Quelle an der Kapelle bekannt zu sein. Dorthin wollte er. Unterwegs verriet ihm das mühsame Laufen des Hundes schnell die Wunde

an dessen Pfote, und an der Quelle wusch er sie ihm sorgfältig aus, schnitt die Haare an den Wundrändern ab und verband sie mit einer Mullbinde, die er seinem wohlversehenen, unergründlichen Wandersack entnahm.

Der Hund verhielt sich während der Behandlung ruhig und verständig, ließ sich alles gefallen und leckte seinem Helfer nach Beendigung des Verbindens die Hand.

Nun betrachtete sich der Mann den Hund erst richtig. Dem gerissenen Berliner verriet der gepflegte Zustand des Hundes sofort dessen großstädtische Herkunft. So sah kein Dorfhund aus. Das silberbeschlagene Halsband unterstrich diese Meinung. Einer der Beschläge wies eine Gravierung auf:

„Max Tschudi
Genève — 28 rue du Montblanc"

entzifferte er mühsam.

„Also Maxe heeßte", stellte er fest. „Da heeßte jenau so wie icke. Denn stimmmt et ja."

Und dann zogen die beiden „Maxe" friedlich und eng verbunden durch eine Schnur, an der der große Maxe den kleinen Maxe führte, die Straße hinunter.

*

Der Wegweiser an der dreiteiligen Wegegabelung, vor dem der Hund schon einmal auf der Suche nach seinem Herrn ratlos und einsam gestanden, reckte seine drei Arme zielversprechend in die Richtungen der davoneilenden Straßen hinein.

„Nach Lindau" — „Nach Immenstadt" — „Nach Füssen" kündeten seine Aufschriften dem Auskunft suchenden Wanderer.

Vor ihm blieb auch der Mann mit dem Hund stehen.

Wohin? Das war die Frage!

Die Arbeitslosigkeit hatte den Mann aus Berlin vertrieben. Hatten die Menschen schon kein Geld für die notwendigsten Bedürfnisse, so hatten sie erst recht keines für die Erhaltung von Gärten. Kein Mensch brauchte einen Ziergärtner, und die einen

brauchten, die hatten schon einen, und der klammerte sich an seine Stellung wie ein Ertrinkender an einen Strohhalm.

Ihm, dem Maxe Kruse, wäre eine feste Arbeit auch lieber gewesen als das armselige Leben eines Wanderburschen auf der Walze.

Darum war das „Wohin" jedesmal eine Schicksalsfrage — eine Frage an das Glück.

Traf er es gut, so fand er Beschäftigung, traf er's schlecht, dann hieß es wandern — wandern.

Aber diesmal sollte der Hund entscheiden. Vielleicht hatte ihn ein gutes Geschick gesandt, vielleicht brachte er ihm Glück.

Er löste die Schnur und ließ den Hund frei laufen.

Der entschied schnell und auf gute Hundeart. Er nützte die Freiheit, die ihm plötzlich zuteil geworden, und lief auf den nächsten Baum zu, um dort erst einmal eine dringende Angelegenheit zu erledigen. Und dieser Baum stand auf der Straße nach Füssen.

„Is jut — denn jehn ma nach Füssen. Is doch Hose wie Jacke", murmelte der Schicksalergebene, pfiff den Hund heran und band ihm wieder die Schnur am Halsband fest. Dann wanderten sie froh und friedlich die Füssener Straße hinauf und verlebten zwei sorglose Sonnentage. Sie aßen den ausgiebigen Bestand des Felleisens leer, tranken Bergquell Auslese und schliefen im Wald oder in Heuhütten.

Kurz vor Nesselwang war die letzte Wurst aufgegessen. Im Ort aber — der Hund brachte doch Glück — fand sich einer, dessen Gemüsegarten einer Auffrischung bedürftig schien und der neben einem Taler Lohn versprach, Mann und Hund drei Tage ausreichend zu beköstigen.

Nach getaner Arbeit ging's wieder weiter. Der Rucksack barg diesmal nur einen Laib Brot, zur Wurst reichte es nicht mehr. Der Taler war nämlich den Weg aller Taler gegangen — wenn auch einen etwas „flüssigen Weg —, aber es ging auch ohne Wurst. Es fand sich sogar eine Bäuerin, die mit der köstlichen

Gabe einer großen Schüssel Milch dem Brot zu einem besseren Rutschen verhalf.

Die Magenfrage stellte also durchaus keine größeren Probleme auf. Marschieren macht hungrig, und ein hungriger Magen fragt eher, „wieviel" als „was" in der Schüssel ist.

Anders verhielt sich das mit dem Durst.

Wenn Müßiggang der Vater aller Laster ist, dann ist die durstige Kehle bestimmt die Mutter. Besonders dann, wenn sie eine Vorliebe für kühles, schäumendes Bier besitzt.

Im Schicksal der beiden neuen Freunde, Mann und Hund, sollte sich diese Erkenntnis wieder erneut behaupten.

Noch war ihre Freundschaft nicht so tief gewurzelt, daß sie jeder Versuchung standhielt.

Gewiß, der Mann freute sich über den Begleiter auf der einsamen, langweiligen Wanderschaft. Man konnte mit ihm reden. Der Hund hatte so kluge, verständig blickende Augen, die den Eindruck machten, als verstände er jedes Wort, und der Wanderer fühlte sich in der Gesellschaft des Hundes nicht mehr so ganz allein.

Der Hund erkannte mit seinem feinen Instinkt den gutmütigen Charakter seines neuen Freundes, spürte dessen unbewußte, aber um so echtere Tierfreundlichkeit und nahm die rauhe, derbe Behandlung des einfachen Mannes dankbar an.

In geordneten Verhältnissen hätten sich die beiden tief und fest angefreundet und sich vielleicht nicht mehr getrennt.

Wenn der durstige Berliner aber abends vor dem leeren Bierkrug im Dorfwirtshaus saß und der nicht weniger leere Geldbeutel die neue Füllung des Kruges lediglich Wunsch sein ließ, stieg ihm, Max Kruse, Besitzer einer durstigen Kehle, der Gedanke auf, den Hund zu verkaufen.

Doch immer wieder schob er diese Möglichkeit, zu Geld zu kommen, hinaus. Im letzten Dorfwirtshaus vor Füssen entschied sich aber doch das Schicksal des Hundes.

Der Tag war heiß, der Marsch in der Sonne lang und die Kehle trocken und durstig. Die letzten Pfennige reichten nur

zu einer „Halben". Ein kräftiger Zug, und der Krug war leer. Max Kruse spann trübselige Gedanken über die Aussichten, in Füssen Arbeit zu bekommen, und wollte schon zum Weitermarsch aufbrechen. Da setzte sich der Wirt zu ihm an den Tisch.

„An schön' Hund habt's da", begann der ein Gespräch, in dessen Verlauf Kruse Kenntnis von Tyras und den Nöten des Einödbauern Anderl Hinteregger, sich einen neuen Hofhund zu beschaffen, bekam.

Da siegte die Kehle, die durstige, über die Freundschaft zu dem Hund.

Vorsichtig forschte er den redseligen Wirt über die Verhältnisse auf dem Hintereggerischen Hof aus, und eine Stunde später saß er auf der Bank vor dem Bauernhaus am Einödhof und vor ihm der Hund. Der blickte ihn, ahnungslos über sein Schicksal, mit den großen schönen Augen an und leckte ihm ab und zu die Hand. Max Kruse kam sich wie ein Judas vor.

Wären die Hintereggers-Leute nur noch zehn Minuten ausgeblieben, wer weiß, ob dann „Maxe" jetzt so lebhaft unter der Ofenbank hätte träumen können.

Max Kruse aber saß zur selben Zeit in Füssen im „Postgarten" vor einem vollen Krug und gab sich selbst das heiligste Ehrenwort, „wenn" er in Füssen Arbeit finden sollte, oft nach dem Hund, nach Maxe, zu sehen.

*

Am Hintereggerischen Hof stand man früh auf. Doch an dem Morgen nach dem Hundekauf trieb's den Bauern früher als sonst aus dem rotkarierten Federnberg, der sich im großen Ehebett über ihn türmte. Der Gedanke an den Hund ließ ihn nicht länger ruhen. Schnell schlüpfte er in die Hose und tappte die knarrige Stiege hinunter zur Wohnstube.

Maxl war schon längst aus seinem Traum erwacht, hatte die neue Umgebung gründlich durchschnuppert und vertrieb sich die

Zeit am Fensterbrett mit vergeblichen Versuchen, eine der großen Brummerfliegen zu haschen, die an der Fensterscheibe, die sie für Luft hielten, die Widerstandsfähigkeit ihrer Köpfe ausprobierten. Beim Eintritt des Bauern unterbrach er dies kindliche Spiel und flitzte, bevor ihn der Hinteregger daran hindern konnte, durch den Türspalt auf den Hof. Der Bauer rannte hinterher.

„Gehst her, Maxl!" lockte er den Hund.

Doch Maxl ging nicht „her".

Der tollte und sprang auf dem Hof herum und überhörte die Lock- und Drohrufe Anderls mit der Kaltschnäuzigkeit des Hundes. Mochte der Bauer schreien und rufen, soviel er wollte. Er, Maxl, hatte jetzt keine Zeit für ihn, hatte so viel anderes, so viel Wichtiges zu tun, wofür der rufende Mann anscheinend kein Verständnis besaß.

Anderl stellte seine Lockversuche ein. Er beobachtete das fröhliche Spiel des Hundes und erkannte die hohe Lust, die das Tier dabei zeigte.

Da fiel ihm ein Gespräch ein, in das ihn einmal die alte Kräuterlies verwickelte.

An einem Morgen war's, er wollte gerade als Letzter den Hof verlassen, da stand die Alte am Hofgatter und sah die anstrengenden Bemühungen, mit denen Tyras versuchte, von der Kette loszukommen.

Mit wollte der, mit aufs Feld.

„Kannst jetzt du dös mit anschau'n, Bauer, rührt di dös gar nit a bisserl?" rief sie ihm damals zu. „Meinst nit, daß dös arme Viech a einmal von der Kett'n abmöcht?"

„Kümmer du dich um deine Sach", gab er ihr zu verstehen, „der is a Kettenhund, der braucht dös nit." So schloß er damals das Gespräch.

Und jetzt, im Anblick des spielenden Hundes, schien es ihm, als hätte das alte Weiberl doch nicht so unrecht gehabt. Es wäre wirklich nichts dabei gewesen, dem alten, guten Tyras eine

Stunde Freiheit zu gönnen. Eine Stunde am Tag hätte dem braven Hund vielleicht ganz gut getan.

Irgendwo in seinem Innern fühlte Anderl ein leises Verständnis aufkeimen, daß das Tier ja auch ein lebendiges Wesen war und keine „Sach".

Die leise Berührung einer kalten Hundenase an der Hand riß Anderl aus seinem Sinnieren.

Maxl stand vor ihm. Er hatte sich ausgetobt und machte sich bemerkbar. „Jetzt bin ich da", hieß das in der Hundesprache.

Das gefiel dem Anderl, der Hund kam von selbst, schien gutgezogen zu sein. Er bückte sich, nahm den Hund am Halsband, führte ihn zur Hundehütte und legte ihm die Kette an. So weit ging nun aber das leise aufdämmernde neue Gefühl für Hundebehandlung bei Anderl doch nicht, daß er den verwahrlosten Zustand der Hütte bemerkt hätte.

Macht der Gewohnheit.

Die Hütte hatte schon immer, jahrelang, so ausgesehen. Daß man den Zustand ändern könnte, kam Anderl gar nicht ins Bewußtsein. Nur frische Streu brachte er. Das war er vom Stall her so gewohnt. Dann ging er zum Frühstück und ließ Maxl, den neuen Kettenhund, allein.

Maxl ließ alles um sich her ruhig geschehen. Er war noch viel zu stark mit dem Beschnüffeln der Hütte beschäftigt. Es roch so interessant nach Hund. Die Nase hatte viel zu tun. Darum hatte er auch den Zweck der Kette noch nicht erfaßt.

Der wurde ihm erst klar, als er dem Bauern in das Haus folgen wollte.

Bis zur Hautüre reichte die Kette — genau bis zur Türe und nicht einen Schritt weiter. Ein Ruck am Hals, ein unbesieglicher Widerstand, gebot ein endgültiges Halt. Etwas ganz Neues, etwas bisher Unbekanntes war das.

Daß man ihn an einer Leine führte, daran war der Hund gewöhnt. Aber da konnte er doch überall mit, seinem Führer überallhin folgen. Aber das da, das Hindernis, das bannte ihn. Das zwang ihn.

Ja warum denn?

Er wollte doch ins Haus hinein, warum sollte er denn das nicht können? Das begriff er nicht.

Einigemal lief er zwischen Hütte und Haustüre hin und her. Jedesmal derselbe Erfolg. Er kam nicht weg.

Aber nun erkannte er, was ihn daran hinderte.

Die Kette war es — die Kette.

Wütend packte er sie mit den Zähnen, biß darauf herum, riß und zog an ihr, bis er das Unmögliche des Loskommens begriff.

Ob der Mann im Haus das wußte?

Maxl setzte sich hin und bellte, meldete so seine Unzufriedenheit mit dem Zustand, in dem er sich befand.

Doch niemand kam, niemand, der ihm helfen wollte.

Lauter und wütender wurde das Gebell und wandelte sich allmählich zum jämmerlichen Geheul. Doch niemand kümmerte sich anscheinend um ihn.

Drinnen in der Stube saßen die Hintereggerischen am Eßtisch um die umfangreiche Milchschüssel, in die die Bäuerin große Brocken Brot geschnitzelt hatte, und löffelten friedlich ihr Frühstück. Sie ließen sich nicht im geringsten durch das Hundegebell stören. Nur einmal äußerte sich Anderl dazu.

„Laßt'n nur bell'n, dös paßt ihm halt noch nit, aber er wird sich schon dran g'wöhnen müssen."

Er aß ruhig weiter, bis er satt war, wischte den Löffel am Tischtuch ab und steckte ihn in das hinter ihm an der Wand hängende Regal.

„Segne's Gott", damit hob er das Frühstück für alle auf.

Alle standen auf. Dann gab der Bauer die nötigen Anweisungen für das beginnende Tagewerk.

„Blasi", wendete er sich seinem Sohne zu, „du gehst mit mir ins Grummet, mir gehn gleich, aber vorher tragst's dem Hund die Milli naus. Wasch ihm aba seine Schüss'l aus und gib ihm Wasser!"

Noch immer tönte das Heulen und wütende Bellen des Hundes in die Stube; jäh verstummte es und wandelte sich in ein

zorniges, drohendes Knurren. Gleich darauf kam auch Blasi mit der Milchschüssel wieder herein.

„Der laßt mi nit raus, Vata", erklärte er dem Hinteregger, der sich eben eine Pfeife stopfte.

Der Bauer ging nun selber, um nach dem Hund zu sehen.

Maxl stand an der offenen Türe. Mit gesträubten Haaren und entblößtem Gebiß empfing er knurrend den Mann.

„Geh, sei doch g'scheid, Maxl, sei brav", versuchte Anderl den Hund zu beruhigen. Aber er brauchte lange, bis es ihm gelang, an dem bös gewordenen Hunde vorbeizukommen.

Mißtrauisch und abwartend folgte der dem Bauern zur Hundehütte, rührte Milch und Brot nicht an, sondern wartete nur darauf, ob ihm Anderl die Kette löste. Er wandte die ganze Zeit, solange Anderl auf dem Hof herumhantierte, kein Auge von ihm. Als er aber dann sah, wie die ganze Familie, Sensen und Heugabeln auf der Schulter, den Hof verließ, verwandelte sich die scheinbare Ruhe des Hundes in ein irrsinniges Toben. Lange noch folgte das Heulen und Bellen des Hundes den bergwärts steigenden Bauersleuten.

„Der bringt sich ja um", meinte die Bäuerin einmal.

„Laß nur", gab der Bauer zurück, „der wird's scho' noch g'wöhnen."

Aber Maxl „gewöhnte" sich nicht daran. Wenigstens nicht so, wie es der Bauer meinte.

Legte man den Hund an die Kette, solange noch irgendeiner der Hofbewohner zu Hause anwesend war, heulte und bellte Maxl so eindringlich, bis es auch die starken Nerven der Hintereggerischen nicht mehr aushielten. Bis ihm einer die Kette löste. Dann schwieg er. Bewies aber dann, daß er außerordentlich viel Sinn für Wachsamkeit hatte.

Er verließ nie den Hof, streunte nicht, sondern hielt sich immer innerhalb des Gatters auf, das den Hof umgab. Näherte sich aber jemand der Hoftüre, den er nicht kannte, so stellte er sich knurrend und meldend dahinter auf und wartete, bis irgend-

einer der Hofbewohner aus dem Haus kam und den Besucher empfing.

Löste man ihn aber nicht von der Kette, so ließ er auch die eigenen Mitbewohner des Hofes nicht auf den Hof, sondern stellte sie wie Fremde.

Gingen die Hintereggerischen am Morgen alle zur Arbeit, so legte Maxl sich allein vor die Hütte und wartete darauf, daß man ihm die Kette einhakte, begleitete die Abziehenden bis zur Hoftüre und mit lautem Gebell. Dann lag er tagsüber je nach dem Wetter vor oder in der Hütte und begrüßte die Heimkehrenden mit fröhlichem Laut. Aber dann mußten sie ihn loslassen, sonst wurde er „grimmig", wie Blasi das Benehmen des Hundes in solchen Fällen bezeichnete.

Überhaupt hatte Blasi einen ganz gehörigen Respekt vor dem Hund.

„Vata, der Maxl is so g'scheit wie du", erklärte er einmal seinem Vater. Und da er keinen Gescheiteren kannte als Anderl Hinteregger, so war das allerhand. Diese Meinung hatte aber auch ihren gewichtigen Grund.

An einem Samstag schickte ihn der Vater nach Füssen, um Tabak und eine Flasche Enzian zu holen, eine Besorgung, die Blasi schon des öfteren ausgeführt hatte. Vier Stunden hin und vier Stunden her — ein langer Weg, und Blasi bettelte so lange, bis ihm der Vater erlaubte, Maxl mitzunehmen.

„Kann dem Hund nix schad'n, wann er sich a mal auslauft." Er schärfte aber dem Buben nachdrücklichst ein, gut auf den Hund aufzupassen. Blasi versprach das auch auf das heiligste, wickelte und knotete sich das Fünfmarkstück, das ihm die Mutter gab, in sein rotes Taschentuch, band Maxl einen Strick an das Halsband und zog vergnügt davon.

Zwei Stunden waren sie schon marschiert, da meldete sich der Magen bei Blasi, und er hielt mit seinem Begleiter die erste Rast. Ein paar zünftige Butterbrote holte er aus dem Rucksack und teilte sie redlich mit Maxl.

Dann fiel ihm ein, daß er der Krämersfrau eigentlich wieder

Blumen mitbringen könnte. Das letzte Mal hatte sich das sehr zu seinem Nutzen gelohnt. Eine große Tafel Schokolade wurde ihm als Dank, und wann gab's das schon einmal auf dem Einödhof.

Nach einer halben Stunde fleißiger Arbeit, während der Maxl den Rucksack bewachte, war der Strauß so groß, wie es Blasi für eine Tafel Schokolade auszureichen schien.

Zwei Stunden später zogen die beiden staubig und heiß in Füssen ein. Blasi wußte aber einen Brunnen, an dem sie erst einmal ihren Durst löschten und er sich waschen konnte. Dort tranken Bub und Hund sich satt, und Blasi kühlte sich das heiße Gesicht. Griff dann in die Hosentasche nach dem großen, roten Tuch und zog die Hand leer zurück. Griff in die andere Tasche, mehr hatte er nicht, aber auch da war nichts zu finden. Aufgeregt fingerte er in den Taschen umher, riß den Rucksack herab, durchsuchte ihn erfolglos — das Taschentuch war weg, spurlos verschwunden, und mit ihm das Fünfmarkstück, das Geld für den Einkauf.

Mit dieser Erkenntnis kamen auch die Tränen. Damit war aber auch nicht geholfen. Also mußte er einen Entschluß fassen.

Umkehren, zurückgehen und suchen hatte keinen Sinn, fünf Stunden kostete ihn das, und dann — wer sagte ihm, daß er das verlorene Tuch auch wiederfinden würde. Da mußte er schon eher versuchen, die Waren ohne Geld zu bekommen.

Die Krämersfrau kannte ihn, wußte, daß er von guten ehrlichen Leuten stammte, und das hatte schon einen Wert bei den geraden Leuten hier. Blieb also nichts anderes übrig, wie ihr die Wahrheit zu sagen und zu versprechen, das nächste Mal zu bezahlen. Ohne Tabak und Enzian durfte er nicht nach Hause kommen, da gab's eine Tracht Prügel, die sich gewaschen hatte. Die Gedanken daran ließen die Tränen erneut rollen.

Weinend trabte er mit Maxl an der Schnur durch die Straßen des alten, wunderbar gelegenen Gebirgsstädtchens.

Auf einmal blieb Maxl stehen. Vor einem großen Hotel, das mitten in einem schön gepflegten Garten lag, hielt Maxl an, die Nase am Boden, und schnupperte und witterte umher und wollte

nicht weiter. So viel auch Blasi an dem Schnürl zog, der Hund ging nicht weg. Im Gegenteil, er wollte in den Garten hinein und riß und zog immer stärker an der Schnur.

Schließlich wollte auch Blasi wissen, was der Hund im Sinn hatte, und ließ sich von dem vorwärtseilenden Hund führen.

Maxl überquerte den Vorgarten, bog am Haus ab und lief, immer die Nase am Boden, schnuppernd und suchend hinter dem Haus auf einen Geräteschuppen zu. Dort blieb er stehen. Ein leises Winseln zeigte Blasi, daß mit dem Hund irgend etwas los sein mußte.

Wiederholt sprang Maxl an der Türe hoch und versuchte sie zu öffnen. Als ihm das nicht gelang, legte er sich vor der Türe hin und bellte sie laut und eindringlich an.

Die Türe ging auf, und ein Mann trat heraus, bei dessen Erscheinen Blasi vor Erstaunen Mund und Augen aufriß. Das war doch der Mann, der Handwerksbursche, der dem Vater den Hund gebracht hatte.

Der hatte sich aber verändert. Sauber und ordentlich sah er in seinem reinen, weißen Hemd und der grünen Schürze aus. Den hätte er ohne Maxl nicht wiedererkannt.

Maxl aber hatte seinen Freund und Wandergenossen sofort erkannt, sprang mit lautem, freudigem Gebell an ihm hoch und leckte ihm stürmisch Hände und Gesicht.

Der Berliner war nicht weniger erfreut über das Wiedersehen mit dem Hund.

„Maxe, Maxe, ja biste det wirklich, ja wat et nich allet jiebt", begrüßte er den Hund. „Ja Mensch, wo kommst denn du her — det ick dir so schnell wieda sehe, det hätt ick nie jedacht." Dann setzten sich alle drei auf die Bank vor dem Schuppen, und Blasi mußte in einem fort erzählen, wie es am Hofe ginge, wie sich der Hund eingelebt hätte, und — die Spuren im Gesicht des Knaben verrieten es — warum er geweint habe. Und so erfuhr Max Kruse das kleine Unglück.

„Na, wejen det brauchste nich weenen, Kleena, det wer'n wir schon schaukeln", tröstete Kruse den Jungen. „Komm nur mit,

ick werde det Ding schon fingern." Dann nahm er Blasi bei der Hand und ließ sich von ihm den Weg zum Krämer führen. Dort bezahlte Kruse alles, Tabak und Enzian, Zigarren und Schokolade als Spende für Vater und Mutter, dann nahm er die beiden, Blasi und Maxl, wieder mit ins Hotel, sorgte für eine gute Mahlzeit, und als sich die drei trennten, zog ein glücklicher Bub mit einem vollgefutterten Hund fröhlich nach Hause.

Kruse hatte ihm versprochen, nie etwas von dem verlorenen Fünfmarkstück zu sagen, wenn er einmal zu Besuch auf den Einödhof kommen sollte.

„Wo wer ick denn wat sajen; wenn ick dir vaspreche, nischt zu flüstern, dann bin ick stumm wie en uffjeplatzter Dudelsack. Uff mir kannst'de dir verlassen", erklärte ihm mit Handschlag der neue Freund.

Und damit waren die Prügel, die so nahe gerückt waren, wieder in weiter Ferne entschwunden.

Und das alles verdankte er Maxl, dem g'scheiten Maxl, der, und das ließ sich Blasi nie ausreden, nur um ihm zu helfen, ihn den Weg zu dem gutmütigen Berliner geführt hatte.

Ja noch mehr — aber das vertraute er nicht einmal seiner Schwester, dem Mariedl, an — er hatte die verlorenen fünf Mark wiedergefunden. Das heißt, Maxl hatte sie ihm gebracht.

Auf dem Heimweg damals hatte er die Wiese, in der er die Blumen für die Krämersfrau gepflückt hatte, nach dem Taschentuch abgesucht, aber nichts gefunden. Maxl aber, mit seiner feinen Nase, brachte auf einmal das Tuch daher, und das Fünfmarkstück war noch drin gewesen.

Darum schwor Blasi auf die Klugheit des Hundes und ließ sich den Glauben daran durch nichts nehmen.

Maxl mußte unter einem guten Stern geboren sein. Was allen seinen Vorgängern in der Hundehütte auf dem Hintereggerischen Einödhof nicht gelang, er erreichte es in kürzester Zeit. Alle die anderen waren Sklaven der Kette, armselige, unfreie Kettenhunde geblieben, solange sie lebten, er aber, Maxl, hatte die Kette besiegt.

Trug er ihre Last — in menschenleeren Stunden, wenn alle Bewohner des Hofes abwesend waren, oder in den Nachtstunden — dann hatte das Sinn — er tat es fast freiwillig.

Aber höher noch als der Sieg über die Kette war sein Sieg über die Hintereggers-Leute zu bewerten.

Die hatte er vollständig umgekrempelt. Das waren nicht mehr dieselben, gedankenlosen Wesen, die einst achtlos und lieblos an den früheren Wächtern ihres Hauses vorübergingen und deren Treue und stumme Pflichterfüllung wie eine selbtsverständliche „Sach" hinnahmen, über die man nicht nachdachte, nicht redete.

Vielleicht deshalb, weil die anderen, die gequälten Tiere, nicht reden konnten oder nicht wußten, daß sie reden konnten, eindringlich und anklagend reden konnten.

Maxl aber wußte das.

Sehr gut sogar.

Und nützte das aus, vernehmbar und nachdrücklichst.

Noch hatten Anderl und seine Leute die vielen Nächte nicht vergessen, in denen ihnen Maxl durch sein zorniges Gebell den Schlaf wegscheuchte; noch erinnerten sie sich daran, wie oft ihnen der kluge Hund den Zutritt zum eigenen Haus, zur Milchkammer, zum Heuschuppen wehrte, wenn sie ihn sinnlos bei Tag an die Kette legten.

Seine hohe Intelligenz und guten rassischen Eigenschaften, seine verständige Erziehung, ließen ihn schnell begreifen, wie er sich zu wehren hatte.

Und er wehrte sich mit all der Schläue und Gerissenheit der Schnauzer. Und blieb Sieger. Und war zufrieden.

Nicht im geringsten vermißte er sein früheres üppiges Luxusdasein. Für ihn war das Problem „Landflucht" gelöst. Er hatte zurückgefunden zur natürlichen Bestimmung des Hundes: Helfer und Freund des Menschen zu sein.

Und Maxl war bestimmt der Freund seiner neuen Besitzer geworden.

Anderl Hinteregger war stolz auf den schönen, klugen Hund,

um den ihn die Bauern im Dorf schon längst beneideten. Der Hund nahm es ernst mit seiner Pflicht als Hofwächter.

Die schwere Geißel der erdrückenden Arbeitslosigkeit, die damals über dem Lande lag, warf so viele Menschen aus dem Geleise, trieb sie bettelnd auf die Landstraßen, und die Begriffe von Mein und Dein verwischten sich. Der einsame Hof war viele Tage allein der Wachsamkeit Maxls anvertraut.Doch der Bauer und seine Angehörigen konnten ruhig ihrem schweren Tagewerk nachgehen. Der Hof war in guter Hut.

Maxl verstand es, sich Respekt zu verschaffen. Mancher der umherstrolchenden Ritter der Landstraße, der den menschenleeren Einödhof als günstige Gelegenheit zu einem kleinen Raubzug ausgemacht hatte, zog enttäuscht ab. Wenn Maxl breitbeinig, mit drohendem Knurren warnend das kräftige Gebiß zeigte, verging jedem die Lust zu einem unerwünschten Besuch des Hofes.

Bestechung gab es nicht. Maxl besaß ein feines Gefühl für Gut und Böse und ließ sich durch nichts von seiner Pflicht abbringen.

Diese treue Pflichterfüllung achtete Anderl an dem Hund. Die schätzte der Gebirgler, dessen Leben nichts anderes bedeutete wie harte, unabänderliche Erfüllung der Pflicht des schwer um Ernte und Frucht kämpfenden Bergbauern.

Bei Blasi, dem anderen männlichen Bewohner der Einöde, hatte Maxl überhaupt auf der ganzen Linie gesiegt. Was nicht zuletzt mit dem heimlichen Reichtum Blasis, dem verschwiegenen Fünfmarkstück, zusammenhing.

Ganz anders stand es um die weiblichen Hausinsassen. Die liebten Maxl. Besonders die Bäuerin.

Das Leben der hart arbeitenden Frau war durchaus nicht reich an Freuden und Zärtlichkeiten. Oft war sie vom Morgen bis zum Abend, bis zur Heimkehr von Mann und Kindern, allein auf dem Einödhof. Wenn sie dann einmal eine Viertelstunde, rastend vom Werken und Schaffen, auf der Bank vor dem Haus saß, pürschte sich Maxl manchmal an die müde und abgearbei-

tete Frau heran, legte seinen Kopf in ihren Schoß und leckte ihr die harten fleißigen Hände. Er schaute sie dabei mit seinen großen warmen Augen an, als verstünde er ihre Sorgen und Nöte, und darum liebte sie den Hund.

Am meisten aber von den vier Hintereggerischen hing Mariedl an Maxl.

An Tyras hatte sie sich nicht herangetraut. „Laß den Hund steh'n, der beißt!" hieß es, wenn sie es je einmal probierte.

Die Kette — die ewige Kette — stempelte den Hund zum bissigen, bösen Tier. Dafür hing er ja an der Kette, weil er bös und bissig sein sollte.

Der Neue aber, Maxl, der tollte und spielte mit ihr auf dem Hof und im Heu umher, der war ein Spielgefährte, wie sie sich ihn nicht besser wünschen konnte. Und sowas hatte ihr doch schon immer gefehlt.

Blasi, der große Bub, kam sich schon viel zu alt vor, um mit so einer „Rotznas'n", wie er sie nannte, zu spielen. Maxl aber war immer dazu aufgelegt, und darum liebte ihn das kleine Mariedl gar so arg und steckte ihm dafür auch allerlei Leckerbissen zu, die sie sich vom Munde absparte: eine Dampfnudel, ein Stück Geräuchertes oder nur einen Bissen Butterbrot, wenn sie nichts anderes hatte.

Das Beste aber, das sie dem Hund getan, hatte sie sich selbst ausgedacht und war nicht wenig stolz darauf.

Oft beobachtete sie, wenn sie mit den Eltern von der Feldarbeit heimkam, wie Maxl vor seiner leeren Wasserschüssel saß und sehnsüchtig nach dem Brunnen schielte, der, nur noch zwei — drei Schritte von ihm entfernt, fröhlich sein klares Wasser in den Trog sprudelte, köstliches, klares Wasser, so nah und doch nicht zu erreichen, weil die Kette zu kurz war.

Da kam Mariedl die „große Erleuchtung". Sie holte sich Blasi, zog ihn hinter den Heuschuppen und flüsterte ihm geheimnisvoll ins Ohr.

„Du, Blasi, wann mir dem Maxl sei Kett'n länger mach'n

tät'n, dann könnt' er ans Wasser, wann er Durscht hat, und brauchet nit z'wart'n bis ihm wer Wasser geb'n tät."

Und das war so einfach und einleuchtend wie das Ei des Kolumbus, von dem Mariedl aber noch keine Ahnung hatte und, nebenbei, Blasi auch nicht.

Der begriff die Zweckmäßigkeit dieser Idee sofort und ging auch resolut und augenblicklich an ihre Verwirklichung.

Aus dem Stall holte er sich einen zwei Meter langen Strick — ein altes, aber festes Hanfseil — löste mit Hammer und Zange die Kette von dem Ring an der Hütte und setzte das Seil zwischen Ring und Kette ein. Mit starkem Draht befestigte er es an beiden Enden, und nun hinderte Maxl nichts mehr, zum Brunnen zu gehen, wenn ihn dürstete.

Zufrieden betrachteten die Kinder ihr Werk und ahnten nicht, daß sie mit diesem kindlichen Einfall, mit diesem Stückchen Seil, Schicksal spielten.

Anderl entging die primitive Verlängerung der Kette nicht, er sagte aber kein Wort des Tadels zu den Kindern, da er den guten Zweck einsah und Mariedl und Blasi nicht kränken wollte. Er nahm sich nur vor, das Seil bald mit einer Kette zu vertauschen, verschob es aber immer wieder auf später.

Die Grummetarbeit, die letzte Heuernte, nahm alle Gedanken und Kräfte in Anspruch, und wenn die Hintereggerischen am Abend nach Hause kamen, hatten sie für nichts anderes Sinn als essen und dann todmüde ins Bett kriechen.

Allmählich gewöhnten sich die Augen daran, und was man gewohnt ist, beachtet man nicht mehr so genau, so unterblieb der Umtausch von Seil und Kette, und niemand dachte noch daran, es auszuwechseln.

Längst war der Herbst von den Bergen in die Täler heruntergestiegen und zeigte seinen Weg durch brandrote Buchenfackeln an, die aus den sich immer dunkler färbenden Nadelwäldern aufleuchteten.

Oktober war es schon, der Kirchweihmonat. Die Gänse kamen schwer in Druck, denn wer konnte sich eine „Bauernkirta" ohne

Gansbraten und Knödel vorstellen? So was gibt es doch gar nicht. Die sonst so genügsamen, anspruchslosen Bergbauern freuten sich schon darauf.

Besonders die „Mannersleut".

An Kirchweih drückte sogar der Pfarrer ein Auge zu, wenn sie, die durstigen Bauern, um zu beweisen, daß die Gans ein Schwimmvogel ist, öfter und tiefer in die schweren Maßkrüge schauten.

Unten im Dorf, zu dem der Einödhof Hintereggers gehörte, rüstete schon alles fest zur „Kirta". Droben aber, auf dem Hof Anderls, auch.

Besonders eindringlich schmeckte das Maxls Nase. Aus der Küche kam ein Duft, so köstlich, daß ihm das Wasser im Maul zusammenlief. Die Bäuerin backte Nudeln, herrliche fette Schmalznudeln, die rochen so aufreizend, daß Maxl nicht mehr vom Küchenfenster wegfand. Mariedl zeigte das richtige Verständnis für Maxls heiße Sehnsucht, und wenn eine Nudel nicht ganz in Form und Farbe geriet, überredete sie die Mutter, die Mißratenen doch Maxl bringen zu dürfen.

Wenn Maxl augenblicklich Sinn für Form und Farbe besessen hätte und nicht nur für Duft und Geschmack, dann hätte er merken können, daß nicht jede der leckeren Gaben mißraten war, sondern diesen Fehler erst durch die in Liebe zu Maxl parteiisch gewordenen Augen Mariedls erhielt.

Endlich hörte der Segen auf, und Maxl lag satt und faul vor seiner Hütte und blinzelte zu Anderl und Blasi hinüber, die Fenster und Türen des Hauses mit Kirchweihkränzen schmückten.

Selbst seine Hütte hatte etwas von dem festlichen Glanz abbekommen. Am Tage vorher hatte sie Blasi gereinigt und mit neuem Lagerstroh aufgefüllt. Ein lustiges, grünes Kränzchen hing über dem Schlupfloch, und die Konturen des Daches säumten aus Tannengrün und Buchenrot geflochtene Girlanden.

Alles war gerüstet, das Fest würdig zu begehen. Aufregung und Vorfreude ließen die Bewohner des Einödhofes schlecht

ruhen. Auch Maxl schlief schlecht und unruhig, doch trugen bei ihm nicht Freude und Aufregung, sondern die vielen verschlungenen Schmalznudeln die Schuld.

Die längste Nacht weicht endlich dem Morgen, besonders dann, wenn der mit lauten Böllerschüssen schon früh um 5 Uhr angekündigt wird. Von den Bergen herunter krachten die Mörser, das Echo wandelte die Schüsse in eine rollende Salve, in die sich das hallende Läuten der Glocken mischte. Feierlich und laut begann das Fest.

Heut gab's kein langes Zögern, kein nochmaliges Umdrehen und Überlegen im Bett, heut flitzten die Hintereggerischen nur so aus den Federn. Schnell war die morgendliche Stallarbeit, Füttern und Melken, beendet. Dann begann am Brunnen ein geschäftiges Treiben.

Einer nach dem anderen kam mit Handtuch, Seife und Bürste zum Wasser und schrubbte und bürstete an sich herum, als hätte er sich monatelang nicht mehr gewaschen. Schön wollten sie sein und sauber, festlich.

Eine Viertelstunde später rief die Bäuerin zum „Kaffee". Den gab's heute an Stelle der alltäglichen Brotsuppe. Dazu einen Berg Schmalznudeln, daß einem die armen Magen leid tun konnten, die das alles verdrücken sollten. Die fünf um den Tisch, denn selbstverständlich war Maxl auch dabei, räumten aber ohne sichtbare Beschwerden mit dem Festgebäck gründlich auf.

Nach dem Frühstück, um 8 Uhr, gingen die Hintereggerischen ins Dorf hinunter zur Kirche. Nur Maxl blieb allein daheim. Aber nicht lange. Anderthalb Stunden später kehrte die Bäuerin mit Mariedl heim, um das festliche Mittagsmahl zu richten.

Die Gans, die Knödeln, das Schweinerne und die Bratwürst! Wie sich das eben so zur Kirchweih gehört.

Maxl bekam einen ordentlichen Respekt vor der kulinarischen Bedeutung einer „Bauernkirta". Von allem, was der Tisch trug, bekam er seinen Teil und gleich viermal, denn jeder der vier Hinteregger wollte heute dem Hund, ihrem Freund, etwas Be-

sonderes tun. Maxl holte sich die dargebotenen Bissen die Reihe herum, bis er nicht mehr konnte, trollte sich dann hinaus zur Hütte, streckte alle Viere aus und schlief. Er wurde erst wach, als der Bauer ihn an die Kette legte.

Die ganze Familie stand festlich gekleidet vor ihm. Nun ging's hinunter ins Dorf auf den Festplatz, nur er mußte oben bleiben und das Haus hüten. Heute, wo alles unten im Dorf saß und jeder Strolch wußte, daß die Höfe auf den Bergen leer und verlassen waren, doppelt wichtig. Maxl war auch damit einverstanden, sandte den Abziehenden noch einen hellen Laut nach, und fünf Minuten später schlief er schon wieder den Schlaf des Satten und Zufriedenen.

Friedlich verging der Nachmittag, nichts störte die Stille des Einödhofes. Maxl war längst aufgewacht und vertrieb sich die Zeit auf seine Weise. Lief im Hof umher, soweit es ihm die Kette erlaubte, spielte mit dem Knochen, den ihm Mariedl beim Abschied noch zugesteckt hatte, und sah der Sonne zu, wie sie in einem Meer blutroter Wolken versank.

Am Vorabend kam die Bäuerin mit Mariedl zum Melken und Füttern, ging aber bald wieder, nachdem sie das kleine Mädel ins Bett gebracht hatte, hinunter zum Fest.

Eine Stunde mochte vergangen sein, schon füllte feines blaues Dunkel das Tal, da klangen Schritte und Menschenstimmen vom kleinen Bergweg herauf. Immer näher kamen die Geräusche. Maxl lief an das Gitter vor, lauschte und schnupperte nach den Ankömmlingen. Zwei Männer schritten langsam und bedächtig den Weg herauf, Maxls feine Nase erkannte die beiden schon von weitem.

Die Knechte vom oberen Berghof waren es. Reichlich spät hatten die sich auf ihre Futter- und Melkpflicht besonnen. An der Gattertüre blieben sie stehen.

„Könnt' mir noch a wengerl rast'n, Hias, was meinst, is eh noch a halb's Stünderl Weg", meinte der eine. Der andere schien einverstanden. Sie öffneten die Türe und gingen an Maxl, der ihnen ruhig aber aufmerksam folgte, vorbei, bis zur Bank am

Wohnhaus. Dort zündeten sie sich Zigaretten an und erzählten dabei einander ihre Erlebnisse auf dem Festplatz. Ihre lauten, heiseren Stimmen verrieten, daß sie nicht mehr ganz nüchtern waren.

Maxl ließ die beiden nicht aus den Augen. Er wußte, daß sie nichts Böses vorhatten, dazu kannte er sie schon viel zu gut, aber trotzdem, der nächtliche Besuch gefiel ihm nicht. Leise knurrte er vor sich hin.

Das fiel dem einen auf. „Dem paßt's nit, daß mir da hock'n, stellte er fest. „Geh'n mir wieda, bevor er grimmig wird."

„Ja geh'n mir, nix g'wisses weiß mer net", stimmte der andere zu, stand auf und warf seinen Zigarettenstummel gedankenlos hinüber zum Schuppen, der ungefähr sieben Meter vom Wohnhaus entfernt stand.

Dann gingen sie schwankend den Weg, der zwischen Haus und Schuppen bergwärts stieg, hinauf. Langsam verklangen ihre Schritte, sie waren fort, aber nicht ihre Spur, die sie auf dem Hof Anderls hinterlassen hatten: die brennende Zigarette.

Die lag wenige Schritte neben der am Schuppen angebauten Hundehütte in einer Bretterfuge und glomm und glühte und übertrug ihre Glut auf das überall umherliegende Heu. Und fraß sich weiter in den vollgefüllten Schuppen. Dort drinnen qualmte und knisterte es, und kleine dünne Rauchschwaden sandten ihren beißenden Geruch in die Nase des witternden Hundes.

Der ahnte die Gefahr. Winselnd sprang er an den qualmenden Fugen empor und kratzte und scharrte daran.

Immer stärker quollen Rauch und Qualm aus den Fugen.

Immer mehr wuchs die Erregung des Hundes. Sein Winseln ging in lautes Heulen über. Die zunehmende Hitze trieb ihn vom Schuppen weg. Mit gesträubtem Rückenhaar stand er wie sprungbereit und lauschte auf das unheimliche, nie gesehene Vorgehen im Schuppen.

Da schoß eine fahle, blauschimmernde Stichflamme aus dem Dach heraus, riß ein Stück vom Dach mit und gab dem Feuer den Weg frei. Hell loderte es in dem Schuppen.

Der Hund riß und zog wie irrsinnig an der Kette. Sein heiseres, wütendes Gebell mischte sich mit dem Geprassel und Zischen der Flammen. Die Hitze wurde unerträglich. Soweit die Kette reichte, bis zur Haustür, hatte sich Maxl vor den Flammen geflüchtet. Immer wieder sandte er sein warnendes Bellen hinaus — Hilferufe — doch niemand hörte ihn.

Immer tiefer fraß sich das ungestörte Feuer in den heugefüllten Schuppen hinein. Brennende Heubündel schossen in die Windstille empor und zerstieben zu langsam herabrieselnden Funkenregen. Ein beißender Qualm erfüllte die Luft und nahm Maxl fast die Möglichkeit des Atmens.

Der Hund kannte nur eines — weg von der Kette — loskommen — um Hilfe zu holen. Er hörte das angstvolle Brüllen der Kühe im Stall, die das Feuer fühlten, die Gefahr ahnten, wenn sie auch nichts davon sahen. Er fühlte selbst die Pflicht des Meldens — den Bauer zu holen — aber die Kette, die ließ ihn doch nicht los. Die fesselte ihn doch, machte ihn hilflos und, das meldete ihm sein Instinkt, würde auch für ihn zur todbringenden Gefahr.

Funken und Hitze sengten ihm schon das Fell — immer wieder versuchte er von der Kette loszukommen, aber alles Reißen und Ziehen blieb ohne Erfolg.

Einige Male versuchte er bis zur Hundehütte zu gelangen, doch die Hitze trieb ihn zurück. Auch seine Hütte brannte schon. Verzweifelt vor Angst und Qualm, getrieben von der Erkenntnis der Gefahr und seiner Hilflosigkeit, rannte der Hund im Funkenregen und Qualm zwischen Brunnen und Haustür hin und her.

Am Brunnen fand er noch mehr Schutz vor der Hitze — aber er mußte doch in das Haus. Er wußte, dort schlief Mariedl. Die mußte er doch warnen — doch die Kette ließ ihn nicht frei.

Da öffnete sich jäh die Tür und das Mädel erschien, hell beleuchtet von der Riesenfackel des brennenden Schuppens.

Lange schon war die Kleine wach in ihrem Bettchen gelegen

und hatte angstvoll dem unheimlichen Lärm draußen gelauscht, hatte das Brüllen der Kühe, das heisere Gebell des Hundes und den Lärm des Feuers gehört, hatte sich aber nicht aus dem Bett gewagt. Aber dann wurde es so merkwürdig heiß in der kleinen Stube, daß sie es nicht mehr ertragen konnte; da stand sie doch auf und tappte die Treppe hinunter, weinend und voll Angst über das Unheimliche, das um sie herum vorging. Draußen aber, angesichts des brennenden Schuppens, war ihre Kraft zu Ende.

Schreckerfüllt blieb sie stehen, traute sich keinen Schritt weiter und stand, verwirrt und unfähig zu denken, mitten im Funkenregen.

Maxl sah die Kleine sofort, sprang mit hellem Gebell auf das Mädel zu und leckte ihr vor Freude Gesicht und Hände, erkannte aber sofort die Gefahr, die dem Mariedl hier in der Hitze und den fallenden Feuerfunken drohte, faßte sie am Hemdchen und zog sie zum Brunnen.

In dem Bestreben, möglichst weit aus der gefahrbringenden Nähe des Brandherdes zu kommen, riß er mit tollen Kräften an der Kette.

Was war das?

Es kam dem Hund vor, als wäre am anderen Ende der Kette etwas locker geworden — als gäbe etwas nach. Wieder zog er mit allen seinen Kräften und flog mit einem Ruck nach hinten — er war frei!

Frei von der Kette!

Er wußte nicht, daß der Strick, den ihm Mariedl und Blasi einst an die Kette knüpften, durchgebrannt war — er spürte nur eines: frei war er und konnte Hilfe holen.

Wieder faßte er das Hemdchen der Kleinen und zog sie nun ganz aus dem Bereich der Flammen. Mariedl folgte nun schon mit dem Bewußtsein, damit der Gefahr zu entkommen, dem Hund auf die Straße hinaus.

Draußen aber ließ der Hund das Hemd der Kleinen los und sauste, vom überstandenen Schrecken getrieben, in toller Jagd die Straße hinunter, dem Dorfe zu.

In der großen Wirtsstube saßen die Bauern beim fröhlichen Trunk und wußten nichts von der Tragödie, die sich oben am Einödhof abspielte. Plötzlich drang ein unheimlicher Laut durch die offenen Fenster und Türen in die Stube — wie Kettengerassel hörte es sich an.

Maxl jagte über die Dorfstraße, und die nachgezogene Kette schlug klirrend und rasselnd auf das Katzenkopfpflaster.

Die am Fenster Sitzenden hörten es zuerst, schauten hinaus und erblickten den daherhetzenden Hund; dann wurden auch die anderen aufmerksam und still, und in der Stille erschien Maxl an der Türe.

Der Hund sah furchtbar aus. Schwarz von Rauch und Ruß, mit versengtem Fell, stand er da; weit hing ihm die Zunge aus dem Fang.

„Anderl, dei Hund!" schrie einer.

Da hatte auch Maxl seinen Herrn erkannt, stürzte auf ihn zu, faßte mit lautem Gebell ans Hosenbein und riß und zog den Bauern vom Sitz empor.

„Komm mit! — Komm mit!"

„Komm Bauer, dein Haus ist in Gefahr!" war aus dem Benehmen des Hundes zu verstehen.

Alles starrte auf den Hund, dessen Zustand in der Nähe gesehen noch grausiger wirkte. Sein Körper war über und über mit Brandwunden bedeckt. Die fliegenden Flanken verrieten den irrsinnigen Lauf vom Berghof hinab in das Dorf, und seine Augen glühten und spiegelten die glühende Hölle wieder, an die der Hund gekettet war. Hilflos gekettet, bis das Feuer ihm selbst die Fesseln löste.

Die Bäuerin erfaßte zuerst den ganzen Umfang der vom Hund angemeldeten Katastrophe.

„Der Hof brennt, mein Kind, die Mariedl!" schrie sie gellend in die Stille der Wirtsstube hinein.

Mit einem Satz war sie an der Türe, der Hund hinter ihr, und nun begann ein wildes Rennen, ein tolles Jagen hinauf zum Hof

der Hinteregger. Hinter den bergwärts eilenden Dörflern heulte und wimmerte die Feuerglocke durch die Nacht.

„Haus und Hof — In Gefahr — Kommt und helft!" schrie sie hinaus in die Täler und rief herbei, was in der Reichweite ihrer bronzenen Zunge lag.

Der Wirt hielt einige Männer zurück.

„Holt die Feuerspritzen", befahl er. Er spannte selbst seine beiden Gäule ein und fuhr, so schnell es ging, den Berg hinauf zum Brandplatz.

Auf halber Höhe leuchtete ihnen die rote Glut entgegen. Im hellen Schein der Feuers konnten die Männer, die neben der Spritze einherliefen, die bergwärts stürmenden Dorfbewohner erkennen.

Allen voran der Hund, und hinter ihm die Bäuerin, getrieben von der quälenden Angst eines Mutterherzens. Nur wenige hundert Meter trennten sie noch von dem Brandplatz, da schoß der Hund mit rasendem Satz auf irgend etwas, das mitten im Weg stand, zu, blieb dabei stehen und stieß ein heiseres Bellen aus. Ein Freudengeheul.

Und nun sah die Bäuerin auch, was dort auf dem Weg stand. Ein Mensch war's, ein Kind.

„Mariedl!"

Dann war es aus mit ihrer Kraft, sie mußte sich setzen.

Der Hund kam und zog das weinende Mädchen am Hemdchen hinter sich her und führte es der Mutter zu. Keuchend fiel er neben der auf einem Felsbrocken am Wegrand sitzenden Frau nieder. Sein Körper versagte — er war zu Ende mit seinen Kräften.

Die freie Hand der Bäuerin — mit der anderen hielt sie ihr Kind fest an sich gepreßt — tastete zu dem Hund hinunter, löste ihm die Kette, die er die ganze Zeit mitgeschleppt hatte, vom Halsband und schleuderte sie weit, weit weg.

„Guter, braver Maxl", flüsterte sie dem Hund zu. Und ließ dem Hund die Hand, der sie leise leckte.

Lange saßen die drei, Mutter, Kind und Hund, am Wegrand, bis man sie zum Hof hinaufholte.

Dort oben verlöschte das Feuer unter der verständigen, tatkräftigen Hilfe der Dorfbewohner. Heuschuppen und Wagenremise waren zwar nur noch rauchende Trümmerhaufen, das Wohnhaus aber und der Stall von den Flammen verschont geblieben.

Nur der raschen und klugen Pflichttreue des Hundes verdankte Anderl die Rettung seines Hauses und Viehes. Wäre das Feuer auch nur noch kurze Zeit unbekannt geblieben, so hätten die Funken und brennenden Heubüschel, die im ununterbrochenen Feuerregen auf die trockenen Schindeln des Daches fielen, auch Wohnhaus und Stall in Brand gesetzt. Die Hilfe kam gerade noch rechtzeitig in höchster Not.

Und daß sie noch zur rechten Zeit kam, war allein das Verdienst des Hundes.

*

Maxl war der Held der Nacht und auch der nächsten Tage, und vor allem der Mittelpunkt aller Gespräche in der ganzen Umgebung. Trafen sich zwei am Zaun, auf der Straße oder im Wirtshaus, überall sprach man von „Maxl", dem tapferen, treuen Hund des Hintereggers, und seiner Tat.

Von da aus griff zuerst die Lokalpresse das nächtliche Ereignis vom Einödhof auf, dann schrieben die großen Tageszeitungen darüber. Und eines Tages las Herr Max Tschudi in Genf, in der schönen Montblancstraße, beim Frühstück, die Geschichte vom „braven Hund" und wie der Anderl zu dem Hund kam und was auf dem Halsband stand und noch vieles andere dazu.

Da wußte er, der „Maxl" war sein Hund. Sein schöner, rassiger Schnauzer, der auf so unerklärliche Weise aus dem Auto verschwunden war. Den er stundenlang gesucht, vergeblich gesucht und so schmerzlich vermißt hatte. Jimmy, sein Hund, endlich wiedergefunden.

Am nächsten Sonnabend setzte er sich in sein elegantes, wein-

rotes Auto und fuhr zum Aggenstein, zum Einödhof des Anderl Hintereggers.

Oben auf dem Hof ahnte man nichts von der drohenden Gefahr, die mit hundert Kilometer Stundenschnelle heranbrauste.

Alle Hände waren mit der Aufräumung des Brandschadens beschäftigt. Niemand hatte Zeit zu anderen Gedanken, die nicht der Arbeit galten. Wenn schon wirklich einmal Zeit dazu war, dann drehte sich das ganze Gespräch der Hintereggerischen Leute um Maxl.

Der lag unten in Füssen in der sachkundigen Behandlung des dortigen Tierarztes. Die Brandwunden waren doch höheren Grades, als man so auf den ersten Blick annahm, und brauchten ärztliche Pflege.

„Aber am Sonntag könnte man den Hund abholen", ließ der Tierdoktor den Hintereggerischen sagen, und Max Kruse, der jetzt festangestellter Hotelgärtner war, hatte versprochen, Maxl selbst auf den Hof zu bringen.

Max Kruse hatte ja auch ein Teilchen Schein von dem Glanz, der auf Maxl fiel, abbekommen und war stolz darauf. Wenn er abends nach der Arbeit im Postgarten sein Bier trank und das Gespräch auf Maxl kam, dann äußerte er seine Meinung, ohne sein Licht unter den Scheffel zu stellen.

„Ick will ja nischt jesagt ham — aba det is doch so klar wie Kloßbrühe, wenn ick den ollen Knickstiebel, den Anderl, nich uffjeklärt hätte von wejen Hundebehandlung, dann wär det allet janz anders jekommen."

Er blickte sich nach jeder solchen Feststellung im Kreise seiner Zuhörer um, ob einer vielleicht anderer Meinung war. Doch die Bauern gaben ihm recht. Es war wirklich „klar wie Kloßbrühe", dieser Hund hätte ein Kettendasein wie seine Vorgänger nicht lange ausgehalten.

Maxl aber, um den sich viele derartige Gespräche drehten, lag inzwischen schwer verbunden und verpackt beim Tierarzt, und kannte nur einen Wunsch: „Raus, raus und wieder hinauf in die Einöd".

Er gebärdete sich daher wie toll vor Freude, als ihn der gutmütige Doktor am Sonntag aus dem Verband wickelte und auf den Hof führte.

Da stand schon Max Kruse im neuen Sonntagsrock und freute sich nicht weniger über das Wiedersehen mit dem Hund.

„Mensch, Maxe, biste wieder uff'n Damm", begrüßte er seinen vierbeinigen Freund, der freudig bellend an ihm hochsprang. Es war schwer festzustellen, wer von den beiden sich mehr über das Wiedersehen freute.

Pfeifend der eine, bellend der andere, wanderten sie den langen Weg zum Einödhof hinauf. Das Tempo von Maxl wurde immer schneller. Der Hund lief den Weg bestimmt zweimal. Weite Strecken lief er voraus, blieb stehen, wenn er seinen Begleiter nicht mehr sah, und rannte wieder zurück, um ihn zu holen.

Aber auch ein anderer entwickelte dieselbe Eile, auf den Einödhof zu kommen. Auf der Straße von Reutte nach Füssen sauste ein weinrotes Auto dahin, und drinnen saß Max Tschudi. Der wollte erst einmal nach Füssen und sich nach der Lage des Einödhofes von Anderl Hinteregger erkundigen. Und hielt ausgerechnet vor dem Postgarten, stieg aus, ging in den Wirtsgarten und setzte sich an einen Tisch, an dem einige Einheimische saßen.

Resi, die behäbige Kellnerin, brachte ihm das gewünschte Glas Bier, und die fragte nun Herr Tschudi aus Genf nach dem Hof und dem Hund.

„So, zum Hinteregger wüll der Herr", meinte die. „Ja, sehn's, wann's jetzt da a Stünderl früher kommen wär'n, dann hätt'ns mit dem Berliner gehn könna, der wo heut den Maxl, den berühmten Hund, nauf weist", klärte sie den fremden Herrn auf.

Einer der am Tisch Sitzenden fragte neugierig: „Sind's gar a Zeitungsschreiber, daß Ihna so für den Hund verinteressier'n?"

Maxl Tschudi offenbarte den staunenden Zuhörern sein wirkliches Verhältnis zu Maxl.

„So, Sie san der Herr, der wo auf dem Halsbandl vom Maxl

drob'n steht — ah, schau her, dann werd'ns woll den Maxl wieder hab'n woll'n?" wollte es einer genau wissen.

Ein anderer gab seine Meinung kund: „Da werdn's aba nix leicht's hab'n. I glaab nit, daß der Hinteregger den Hund hergeb'n wird, freiwillig nit, der hat an harten Dickschädel, und den Maxl, den verehrt er ganz groß."

Das hatte sich Herr Tschudi schon selbst gedacht, trank rasch sein Bier aus und fuhr, so schnell er konnte, auf dem Weg, den ihm die Kellnerin beschrieben, zum Hof vom Hinteregger Anderl.

Und so kam es, daß Max Kruse hinter sich ein Auto kommen hörte und aus diesem Grunde dem Hund pfiff, um den Wagen vorbeizulassen.

Der fuhr aber nicht vorbei, sondern hielt an. Aus dem eleganten, weinroten Auto stieg ein ebenso eleganter Herr, bei dessen Anblick Maxl plötzlich starke Unruhe zeigte — dann aber mit einem mächtigen Satz auf ihn zusprang und den fremden Herrn stürmisch mit freudigem Gebell begrüßte.

Max Kruse ging ein Licht auf. So konnte ein Hund nie einen fremden, nur einen guten, ja sehr guten Bekannten begrüßen. Also konnte der Autobesitzer niemand anders sein wie Maxls früherer Besitzer.

„Au Backe", entfuhr es dem offenen Munde des Berliners, „nu kommt Maxe aba mächtig in Druck."

Welchen „Maxe" er meinte, sich selbst oder den Hund, ließ der Tonfall nicht erkennen. Eines aber wußte er, Max Kruse, genau, hier mußte er eingreifen.

Er stellte sich Tschudi als den Finder des Hundes vor, erzählte ihm, wie er zu Maxl und wie Anderl zu dem Hund gekommen war. Verschwieg auch den Taler nicht, den er dafür erhalten hatte. Nur ein Bedenken äußerte er. Ob der Hinteregger den Hund gutwillig hergeben werde, das glaube er nicht.

Herr Tschudi erwies sich als sehr vernünftig.

„Ich werde den Hund entscheiden lassen. Wo der bleiben will, so soll es sein." Nach diesen Worten forderte er Kruse auf, im

Wagen Platz zu nehmen, und lockte auch Maxl, den er aber bei seinem früheren Namen „Jimmy" rief, in das Auto zu kommen.

„Jimmy" entschied sich für „Maxl", ließ das Auto Auto sein und rannte die letzten Kilometer bis zum Hof des Anderl vor dem Wagen her, der ja den schlechten Bergweg ohnehin nur langsam fahren konnte.

„Ich glaube, das Hündli hat schon entschieden", deutete Tschudi das Benehmen Maxls seinem Mitfahrer an und machte Kruse auf das freudige Gebell, das sogar das Keuchen des bergwärts steigenden Wagens übertönte, aufmerksam.

Maxl mußte den Einödhof erreicht haben, anders war das Bellen nicht zu erklären. Der Wagen hielt, und die beiden Männer gingen die letzten hundert Meter zu Fuß. Am Gatter blieben sie stehen, der Mann aus Genf und der Mann aus Berlin, zwei Menschen so grundverschieden, wie man es sich nur denken konnte. Nur eines hatten sie beide gemeinsam: ein warmes Herz für das Tier. Und darum kehrten sie um und störten die Stunde des Wiedersehens der vier Hintereggerischen mit „ihrem" Hunde nicht.

„Denn det is ja janz klar — der Maxe bleibt da, da können Sie nischt machen", meinte der Berliner. Und der Genfer meinte auch nichts anderes.

Sie fuhren nach Füssen runter in den Postgarten und tranken einen kräftigen Schluck auf das weitere Wohl des Maxl — früher Jimmy genannt.

Jetzt wäre eigentlich nur noch eines zu berichten.

Beim Wiederaufbau der abgebrannten Remise und des Heuschuppens wurde auch eine schöne neue Hundehütte zurechtgezimmert, aber eine Kette gab es auf dem Einödhof des Anderl Hinteregger nicht mehr.

Der große Graue

Grau in grau verschwammen die Umrisse der Berge mit den Wolken. Ein langweiliger Regen fiel träge auf die Wasser des kleinen Bergsees, und zuweilen flitzten schnelle, kurze Windstöße zwischen den Bergspitzen auf den See herab.

„Ein Sauwetter" — fluchte der alte Fischermartl vor sich hin: „Keinen Hund jagt man aus dem Haus heraus heut." Die Pfeife war erloschen, der Wettermantel hing wasserschwer um die hagere Gestalt des Alten, und trübselig stieß er das Ruderblatt immer wieder in die grauen, glanzlosen Wasser.

„Sonst wissen sie nichts, als Leute zu schinden." Mit dem „sie" meinte Martl die gestern angekommenen Sommergäste des kleinen Gasthauses in Hengersdorf, dessen phlegmatischer und schon bequem gewordener Besitzer, der Sternwirt, den Martl auf den Fischfang geschickt hatte.

„Heut müssen sie einen Hecht haben — gerade heut", brummelte er durch seinen rot und braun verfärbten Schnauzer: „Sollen Schweinernes essen, überhaupt — heut läßt sich ja doch nichts fangen — ist alles umsonst."

Dann ließ er seine Wut wieder am Ruder verpuffen. Nun hatte er es bald geschafft. Noch hundert Meter trennten ihn vom binsen- und schilfbewachsenen Westufer, dem Fischwinkel des Sees.

Da — mit einmal war alle schlechte Laune verflogen. Wie weggeblasen. Zehn Ruderlängen vielleicht vor ihm schnellten kleine Fische aus dem Wasser im ängstlichen Sprung, um dann, wieder einfallend, wie silberne Striche auseinander zu flüchten.

Ein Hecht raubte. Müde des ewigen Lauerns auf dem Seegrund, war er hochgekommen und zwischen die kleinen grausilbrigen Hasel gefahren. Wie ein grüngrauer Blitz und ganz unerwartet für das arglose Kleinzeug. Mußte schon einen ausgewachsenen Hunger haben, der graue Herr, daß er so ganz und gar alle Vorsicht vergessen konnte, er, der mit allen Salben geölte und mit allen Schlichen vertraute Große Graue.

In Martl war die Jagdleidenschaft erwacht. Dem Wasserspiegel nach mußte es ein großer, starker Hecht sein, der sich so gerade zur rechten Zeit bemerkbar gemacht hatte.

Vielleicht war's der, auf den er schon so oft gepaßt, der ihm aber immer aus Netz und Angel abging. Jetzt war der Hecht wahrscheinlich auf Grund gegangen, um seine magere Beute zu verschlingen.

„Satt ist der ja noch nicht", überlegte Martl, „den könnte man vielleicht noch angehen." Fast lautlos zog Martl jetzt das Ruderblatt durch das Wasser, um den Hecht nicht zu vergrämen. Zehn bis zwölf Bootslängen hinter den ersten Schilfbüscheln wollte Martl sich festsetzen, um dort die Fischweid zu beginnen.

Und da machte Martl den ersten Fehler.

So vorsichtig er auch den schweren, als Anker dienenden Stein in das Wasser versenkte — dem Hecht, der lauernd auf Grund lag, entging das nicht. Ihn konnte man nicht täuschen, auch damit nicht, daß der Stein mitten im Binsen- und Schilfgestrüpp herunterkam. Das kannte er. So ein Stein fiel nicht vom Himmel. Und wenn das wirklich einmal der Fall war, dann gab es jedesmal eine starke Erschütterung, die man bis in die letzte Spitze der Schwanzflosse spürte, wenn man in der Nähe war.

Langsam schwamm der große, mächtige Hecht an den Stein

heran. Er hatte sich nicht getäuscht. Wieder einmal waren die großen Schatten am Werk.

Nun würde es nicht mehr lange dauern, dann erschien am Seespiegel ganz plötzlich irgendeiner der kleinen Silbernen und schwamm umher, torkelnd und taumelnd, wie niemals sonst einer schwamm.

Und damit wollten sie ihn ködern — die großen Schatten — die, immer auf ihren dunklen Blättern sitzend, auf dem See herumschwammen. Ja, früher einmal, als er noch ein kleiner, unerfahrener Schneider war, fiel er darauf herein. Er konnte sich noch gut erinnern, wie es ihn damals gepackt hatte, als er so einen seltsamen Silbernen annahm — und dann nicht mehr loskam. Wie er von unheimlicher Gewalt aus dem Wasser gerissen wurde und auf das große Blatt fiel.

Wie dann eine merkwürdige Flosse nach ihm griff und eine andere ihm den Dorn aus dem Fang zog. Er wußte noch genau, wie er in seiner Todesangst wütend um sich biß. Das wurde damals anscheinend seine Rettung. Denn die weiße Flosse ließ ihn plötzlich fallen, und im Fall rettete ihn ein verzweifelter Sprung, ein richtiger Hechtsprung, in die bergende Flut.

Ihn sollten sie nicht mehr täuschen, die großen Schatten. In zahllosen Kämpfen mit ihnen hatte er ihre Schliche und Finten kennen gelernt. Und jedesmal war er, manchesmal durch Blut und Wunden erkauft, Sieger geblieben.

Langsam schwamm der Große Graue zu seinem Versteck zurück. Einige verrottete Baumstöcke und Kalmuswurzeln hatte er sich zum sicheren Unterstand ausgewählt, deren schwarzer, grüngrauer Moosbewuchs ausgezeichnet zu seinen eigenen Farben paßte. Wenn er so bewegungslos unter dem Gewirr der Wurzeln, Äste und Strünke auf der Lauer lag, konnte man ihn selbst für einen bemoosten, faulenden Ast halten.

Nur das Auge verriet sein Leben.

Aufmerksam verfolgte der Große Graue das Tun oben an dem dunklen Blatt. Er wußte genau und aus vielfältiger Erfahrung, was da oben geschehen würde. Zu oft schon hatte er das

erlebt, und jedesmal war er der lachende Dritte geblieben. Gab es doch noch soviel unerfahrenes, dummes Kroppzeug, das den großen Schatten immer wieder auf deren kunstreiche und heimtückische Listen hereinfiel.

Und jedesmal fiel etwas dabei für ihn ab. Mühelos fast. Er hatte Zeit, er hatte gelernt, nichts zu überstürzen und vor allen Dingen zu warten, selbst dann, wenn der grimmige Hunger in den leeren Eingeweiden stach und brannte.

Martl hatte inzwischen sein Fangzeug zurechtgemacht. Eine handlange, silberblitzende Rotfeder angeködert. Und nun warf er sie in sicherem, oft geübtem Wurf genau an die Stelle, an der der Hecht raubte, ein. Dann wischte er sich den Regen aus Augen und Schnauzbart, zog den nassen Mantel enger um Schulter und Knie und setzte sich im Boot zurecht, gespannt das unruhige Auf- und Niedertanzen des kleinen Floßes verfolgend, das seinen Köder trug. Das alte vielgeübte Spiel begann. Immer wieder aufregend und spannungsvoll.

Aber nicht nur für Martl. Auch der Große Graue verfolgte mit seinen scharfen Lichtern den so plötzlich eingefallenen Silbernen. Halb auf dem Rücken schwamm der, unnatürlich und fahrig immer im Kreise herum. Das war nichts Natürliches. Darauf sollte er, der erfahrene Fischräuber, hereinfallen! Das überließ er schon den Dümmeren, den grünen Schneidern, den unerfahrenen Draufgängern, die ahnungslos den großen Schatten auf den Leim gingen. Es wird nicht lange dauern, bis so ein grüner Anfänger oder ein fetter Stachler oder, wenn er Glück hatte, eine der dickköpfigen, blind raubwütigen Gepunkten kam, um sich die scheinbar so leicht zu fangende Beute zu holen. Man mußte nur Geduld haben. Und man mußte sich unsichtbar machen können für das leichtsinnige, gefräßige Kleinzeug.

Und das verstand er meisterhaft. Reglos lag er nun in seinem Unterstand, geschützt durch sein unheimliches Mimikry. Doch die Ruhe war nur Schein. Gut gespielt und ein Meisterwerk der Verstellung. In Wirklichkeit war jeder Muskel, jeder Nerv angespannt und bereit zum sofortigen Einsatz. Die Lichter ließen

den taumelig schwimmenden Silbernen nicht aus dem Sehkreis heraus.

Die arme Rotfeder zeigte plötzlich deutliche Anzeichen wilder Angst. Mit sprunghaften Fluchten versuchte sie immer und immer wieder auf den Grund zu gehen, und immer wieder wurde sie von der sonderbaren, unfaßlichen Gewalt gehindert und zurückgerissen. Was wußte sie von Angelschnur und Gerte in der Hand des alten Fischers oben in seinem Kahn.

Martl merkte die Unruhe des kleinen Köderfisches. Ein Raubfisch mußte in der Nähe sein. Und wieder spürte Martl die ewig neue Vorfreude des Kampfes, dieses spannende, erregende Gefühl, das alles um sich herum vergessen ließ — den kalten Regen, die erloschene Pfeife und den Ärger über die Sommerfrischler. Auge und Hand waren tatbereit. Das rote Korkenflößchen wurde immer länger durch die Fluchtversuche des Köderfisches unter Wasser gehalten, und jedesmal glaubte Martl, jetzt — jetzt muß der Biß kommen, den er mit einem starken Anhieb beantworten wollte. Aber immer wieder kam der Schwimmer an die Oberfläche des unruhigen Wassers zurück. Martl verlor langsam die Geduld. Leise schimpfte und kobberte er vor sich hin. Er besaß nicht die guten, des Lauerns gewohnten Nerven wie sein Gegenspieler unter Wasser — der alte, gerissene Große Graue.

Langsam, unauffällig schob der sich aus seinem Versteck heraus. Nicht zuviel, immer noch in Deckung, aber doch weit genug, um Raum zum blitzschnellen Vorstoß zu haben.

Der Große Graue hatte die Ursache der Angst des kleinen Silbernen längst entdeckt. Vom Seegrund her kam eine dickköpfige Rotgepunkte angeschwommen. Ihre scharfen Augen hatten die lockende Beute entdeckt, und Hunger und Raublust trieben das schöngefärbte Tier in die Nähe des Silbernen oben am Wasserspiegel. Hinter einem Stein verhielt sie noch einmal, um sich den fetten Bissen näher anzusehen. Dann schnellte sie sich mit gewaltiger Abschußkraft auf den Silbernen zu.

Da — was war das?

Zwischen ihr und der zappeligen Rotfeder schoß ein langer, graugrüner Strich auf und — bevor sie die Gefahr erkannte, war's zu Ende.

Scharfe, spitzige Zähne gruben sich in ihren feisten Rücken. Ein mächtiger Rachen schloß sich, und alles war aus.

Der Große Graue trug seine Beute in seinen Unterstand. Wieder einmal war er Sieger geblieben über den großen Schatten dort oben auf seinem riesigen Blatt. Lachender Sieger.

Martls geübtes Fischerauge hatte die Tragödie unter Wasser mit Spannung verfolgt. Deutlich sah er den großen emporschießenden Fisch und wußte nur zu gut — hier war für ihn nichts mehr zu holen. Wenn wirklich noch ein kleinerer Raubfisch in der Nähe sein sollte, der war jetzt gewarnt und abgezogen.

Der alte Fischer kannte das Wasser genau und wußte auch, mit wem er es soeben zu tun hatte. Und wenn der Große Graue unten am Seegrund die Sprache der großen Schatten verstanden hätte, wäre ihm bei der endlosen Reihe derber und ernstgemeinter Flüche und Drohungen des enttäuschten Fischers vielleicht doch bänglich zu Mut geworden. Denn Martl konnte sich lange nicht beruhigen.

Es war ja auch nachgerade unglaublich. Oft und oft hatte er er sich an diesen alten Fischräuber herangepirscht, mit allen Finessen und der großen Erfahrung seines an Kämpfen mit dem Fisch reichen Lebens, aber immer wieder und jedesmal zog er den kürzeren, wenn er es mit diesem ebenso alten wie ausgekochten Hecht zu tun bekam. Der war mit dem Teufel im Bunde. Anders konnte das doch nicht sein. Wie verhext war das. Aber — er sollte ihn, den Lochinger Martl, noch kennen lernen.

„Wart nur, du Lump, du abgebrühter, einmal schlägt dein Stündchen, einmal gehörst du mir, freu' dich drauf, Bürscherl, du ausgekochtes." Das war die letzte Drohung, die Martl in den See hinabsandte. Dann zog er den Stein nach oben ins Boot und fuhr nach Haus: „Die sollen sich einen Hecht kaufen."

Damit war für Martl der heutige Fischtag erledigt.

*

Ein ganz verrückter Juli war es in diesem Jahr. Tag für Tag strichelte der dünne Regen herab — ohne Pausen. Alle Wasser wuchsen und traten über die Ufer. Aus dem einen Bach, der sonst in den See floß, waren zwanzig und mehr geworden. Von allen Hängen und Hügeln rieselten und stürzten kleine Springbäche und Rinnsale herab und füllten den See, dessen einziger Abfluß, sonst ein harmloser Bach, sich wie ein reißender Fluß aufspielte.

Alles verwünschte den unaufhörlichen Fadenregen.

Nur das Volk der Silbernen freute sich darüber. Soviel Nahrung gab es schon lange nicht mehr. Die vielen kleinen Gerinnsel brachten Käfer, Würmer und anderes Kleinzeug in Mengen von den Wiesen der Abhänge herunter und deckten den Silbernen einen reichhaltigen Tisch. Besonders aber auf den überschwemmten Weiden und Wiesen, auf denen das Wasser schon mehr als meterhoch stand, gab es ein richtiges Schlaraffenleben.

Da lagen sie dann satt und faul auf dem weichen Grasboden, bis sie wieder Hunger hatten, zufrieden mit sich und der Welt.

Nur einer hatte etwas auszusetzen daran, der Große Graue. Der See war leer geworden von den Silbernen. Das gefräßige Volk trieb sich in der überschwemmten Gegend herum und kam überhaupt nicht mehr in den See zurück. Die Dicknasen und Schleierschwänze, die Stachler, die Rotschwänze und Rotaugen mästeten sich draußen im überfluteten Wiesental. Auch die Rotgepunkten waren fortgezogen aus dem gelben, lehmigen Wasser des Sees. Höher hinauf, ins klarere Wasser, wo der Bergbach über Kies und Steine floß. Dorthin mochte er nicht, ihm war es zu kalt dort oben. Ja, wenn das Wasser noch etwas steigen sollte, dann würde auch er, wenn das große Licht oben verschwunden war, auf das überschwemmte Land ziehen.

Aber so war es ihm doch gar nicht möglich. Wo sollte er, der Große Lange sich dort verbergen? Die andern mußten ihn ja schon von weitem sehen, und da sie schneller waren als er, war dort wenig für ihn zu machen.

Und dann war da noch etwas. Als das große Licht kam, hatte

er zugesehen, wie die großen Schatten von ihrem dunklen Blatt die zähe Ranke in das Wasser herabließen. Wie ein Spinnetz sah das aus. Und fing man sich darin, so gab es kein Loskommen mehr. Man blieb hängen, und je mehr man wegzukommen versuchte, um so mehr verfing man sich in diesem Teufelszeug. Er hatte es doch schon selbst erlebt und oft zugesehen, wie sie einen dann nach oben zogen, hilflos und wehrlos.

Und jetzt hatten sie die meisten Zugänge zu den unter Wasser stehenden Wiesen mit diesen zähen Ranken abgesperrt. Ob man da die richtigen Gänge zum See zurückfinden konnte, war fraglich.

Die Gefahr war zu groß.

Wenn nur die Eingeweide nicht so brennen und zehren wollten, es war kaum noch zum Aushalten. Wiederholt schon ging und kam das große Licht, und er hatte keinen der fetten Bissen zu Gesicht bekommen. Armselige Krümmlinge und Grünröcke waren seine ganze Nahrung gewesen. Hungrig strich der Große Graue am Rand des Rohrdickichts entlang. Vergeblich suchte er das Gewirr der Binsen und Schilfrohre nach einem annehmbaren, ausgiebigeren Bissen ab. Aber es war umsonst. Nicht einmal ein armseliger Rotschwanz war zu sehen. Die weideten die überschwemmten Wiesen ab und wurden dick und fett dabei.

Und er, der erfahrene Räuber, litt Hunger. Grimmigen Hunger, während er immer, wenn das große Licht oben verschwand, zusehen mußte, wie sich die grünen Schneider in das ausgelaufene Wasser schlichen und sich dort satt fraßen.

Warum tat er das nicht auch?

War er vielleicht feig geworden oder allzu vorsichtig? Er konnte es doch auch einmal versuchen.

Der Hunger wandelte die Unentschlossenheit des Großen Grauen zur Tat um. Noch vor dem Erlöschen des großen Lichtes wollte er die Gegend erforschen und den gefahrlosesten Gang in die Überwasser suchen. Langsam wand er sich durch den Stengelwald des Röhrichts zum Ausfluß des Sees hin. Mit dem festen Entschluß wuchsen auch Mut und Wille. Seine große

Begabung im Erkennen jeder Gefahr und sein sicherer Instinkt führten ihn um die zähe Ranke, und bald fand er einen offenen Gang in das überflutete Bergtal. Fast bewegungslos ließ er sich von der Strömung hinaustragen.

Die einströmenden Fluten bildeten im Stauwasser der tiefer liegenden Wiesen einen starken Wirbel, in dessen kräftigen Sog allerhand losgerissenes Blattwerk und Wurzelzeug trieb. Das kreisende Durcheinander verwehrte ihm die Sicht. Mit einigen schnellen Stößen durchschwamm er den Wirbel. Und dann — ja, Glück mußte man schon auch ein wenig haben — stand nur wenige Längen von ihm entfernt ein Weidenbusch im Wasser.

Der vielstämmige und astreiche Busch bot einen idealen Unterschlupf. Besser konnte er es sich doch nicht wünschen.

Mit einem scharfen Ruck bremste der Große Graue seinen vorwärtsgleitenden Körper und ließ sich schnell auf Grund sinken. Seine wachsamen Augen hatten etwas entdeckt.

Das machte die Sache erst spannend.

Da lag schon einer!

Aber bestimmt nicht mehr lange. Dem wollte er schnell und eindeutig klar machen, wer jetzt der Beherrscher dieses Jagdgrundes war. Mit diesem dreihasellangen, grünen Schneider würde er schnell fertig sein.

Der nagende Hunger verstärkte die Kampflust des Großen Grauen. Und nun zeigten sich die starken Jagdfähigkeiten des alten Fischräubers. Das war kein Schwimmen mehr — das war schon mehr Kriechen, wie sich der prachtvolle, muskulöse Körper des Großen Grauen Halmbreite um Halmbreite seinem ahnungslosen Gegner näherte.

Jeder Grasbüschel — jedes Blatt wurde zur sichtverhindernden Deckung benützt. Gang um Gang schob er sich an die Weide heran. Auf drei Körperlängen war der Große Graue an den andern herangekommen.

Und nun änderte er seine Taktik.

Mit einem mächtigen Satz stand er plötzlich im Gesichtsfeld des vor Schreck erstarrten Gegners — dann ein Vorwärtsschnel-

len, und das fürchterliche Gebiß des Alten schloß sich zum eisernen Griff um den Körper des überraschten Hechtes.

Alles Wehren und Winden half nichts mehr — der Kampf war zu Ende. Der Alte hatte mit einem Schlag Unterstand und Jagdfeld erobert.

Langsam schob er sich rückwärts in das schützende Weidengeäst.

Im Schutze des von den nagenden und wühlenden Wassern ausgewaschenen Wurzelstocks der Weide ging der Große Graue mit seiner Beute auf Grund. Gierig verschlang er den erbeuteten Schneider — der gröbste Hunger war damit gestillt. Das war einmal wieder, nach langem Hungerleiden, ein Bissen, der vorhielt. Nun konnte er sich Zeit lassen und zuerst einmal den eroberten Jagdgrund auf Gefahr und Futtermöglichkeiten untersuchen.

Vor allem aber wollte er wissen, ob er allein in diesem Revier war. Mit dem kleinen Schneiderzeug würde er schon fertig werden. Das störte ihn nicht, das gab manchen fetten Bissen. Aber er kannte vom Seegrund her einige alte Kumpane, so wie er war — Kämpfer von seiner Art. Die konnten ja auch auf denselben Gedanken kommen, wie er — vom Hunger getrieben — dem Überschwemmungswasser gefolgt sein und sich hier herumtreiben, auf Pürsch und nahrhafter Jagd.

Das mußte er vor allem wissen.

Denen mußte er zeigen, wer hier nun Herr war.

Kraft und Wohlbehagen strömten durch seinen Körper. Der fette Bissen machte sich wohltuend bemerkbar. Zufrieden mit sich selbst lag er unter dem schützenden Geäst der ersoffenen Weide. Bald mußte das große Licht oben erlöschen, dann war die Zeit zum Erkundungsgang gekommen.

Droben fiel der Regen im gleichen pausenlosen Strich auf die überschwemmte Landschaft. Aus dem Wasser hoben sich da und dort Bäume, auf deren Ästen Krähen hockten, auf hochschwimmende Fische lauernd. Ein Habichtpaar zirkelte seine Kreise

über dem Wasser, ab und zu pfeilschnell nach unten stoßend, um dann mit einem kleinen Fisch in den Fängen nach dem Horst abzustreichen, die junge Brut damit versorgend. Am äußersten Rande eines aus den Wassern ragenden steinernen Hügels stand ein Fischreiher — bewegungslos auf das Wasser starrend — Beute suchend — Kampf — überall Kampf — Zwang der Schöpfung. Sinnvolles Räderwerk der Natur. Der Starke war mächtig — der Kluge ihm überlegen. Der Taugliche, der Tüchtige blieb Sieger.

An den seichten Ausläufern der überschwemmten Wiesen schlugen die Dicknasen und wühlten die Schleierschwänze. Jagende Rotschwänze und Rotaugen schnellten sich aus dem Wasser und schlugen mit lautem Klatschen wieder ein. Das verlöschende große Licht lockte die Tiere an die Oberfläche des Wassers, bevor es am regenverhangenen Horizont verging.

Dämmerung fiel ein — graue, farblose Dämmerung einer Regennacht. Schneller als sonst kam die Dunkelheit auf und lag wie ein samtner Mantel über Wasser und Flur. Das eintönige Plätschern des Regens wurde zum Abendlied, dem das unregelmäßige Schlagen der Fische einen seltsamen Rhythmus gab.

Für den Großen Grauen war nun die Zeit gekommen, seinen Erkundungsgang anzutreten. Vorsichtig schob er sich aus seinem Unterschlupf heraus. Das Gras des überschwemmten Wiesentales stand ziemlich hoch im Wasser und versperrte die Sicht auf längere Strecken. Überall konnte die Gefahr stehen, hinter jedem Grasbüschel, unter jedem Busch und großen Felsbrocken. Überall konnte einer der großen Räuber lauern.

Wenn er, der Große Graue, sich auch nicht vor dem größten seiner Gegner und Widersacher aus dem Seegrund fürchtete, überraschen wollte er sich aber auch nicht lassen. Er wußte von seinen zahllosen Kämpfen um die Herrschaft im See — der Angreifer war immer im Vorteil, der Überraschte meistens schon der Besiegte. Ihm sollte das aber nicht vorkommen. Langsam und nach allen Seiten sichernd umschwamm er jedes gefährliche oder unübersehbare Hindernis. Allmählich wurde das Wasser

merkbar tiefer — er spürte es am zunehmenden Druck auf seinen Körper — er mußte bald die Talsohle erreicht haben.

Wieder einmal verhielt er vorsichtig. Vor ihm, auf etlichen Längen, hatten sich Stämme, Zaunlatten und Steine zu einem undurchsichtigen, wüst übereinanderliegenden Verhau zusammengeschoben. Ein letztes Hindernis vor dem Austritt in das tiefe Wasser über dem Talgrund.

Wenn irgendeiner von der Zunft der grauen Räuber bis hierher gekommen war, dann hatte er sich dieses Gewirr und Durcheinander als Unterschlupf gewählt. Er würde es ja auch nicht anders gemacht haben. Links und rechts schoben sich Hügel dicht an das angeschwemmte Gut heran, ein Umschwimmen unmöglich machend. Es blieb nur die Wahl, entweder darüber wegzuschwimmen oder sich unten durchzuzwängen. Sich durch das unsichtige Gewirr zu schlängeln, war zu gefährlich.

Wenn da schon einer der großen starken Grauen auf Lauer lag, dem schwamm man ja gerade vor den Fang. Also drüber weg — das war ja auch nicht so ganz ohne Gefahr, aber man sah doch wenigstens einen Angreifer kommen und war nicht ganz so wehrlos wie zwischen den Stämmen und Ästen des wirren Durcheinanders da vorne.

Langsam ließ sich der Große Graue nach oben tragen.

Das Wasser stieg noch immer und gurgelte und rauschte durch das angeschwemmte Wehr. Und rüttelte und nagte an den aus dem Wirbel in die Nacht hineinragenden Pfählen und Zaunstangen.

Der Große Graue ließ sich bis an die wilde Sperre treiben — er hatte jetzt gute Sicht. Seine nachtgewohnten scharfen Lichter hatten auch schon eine Stelle entdeckt, eine Lücke, die er bequem als Gang benützen konnte. Schon setzte er zum Überschwimmen an. Da ging es wie ein Ruck durch seinen Körper — mit aller Kraft bremste er das Vorwärtsgleiten.

Dort im ruhigen Wasser hinter dem angeschwemmten Damm schwamm ein langer dunkler Schatten flutaufwärts.

Auf ihn zu!

Das konnte kein Ast — kein Treibholz sein. Das war die Gefahr.

Einer der großen streitbaren Grauen war es — mußte es sein.

Mit der letzten Kraft seiner Bauchflossen kämpfte der Große Graue gegen die vorwärtstreibende Gewalt der Wasser an. Jetzt durfte er nicht über den Damm.

Er mußte erst wissen, was der andere wollte.

Der konnte ihn ja nicht sehen hinter dem Kreuz und Quer des angeschwemmten Wehres.

Wie gut, daß er selbst so vorsichtig war. Erfahrung war doch eine gute Lehrmeisterin. Ohne ihre Schule wäre er dem da drüben direkt in den Fang getrieben.

Immer näher kam der andere. In halber Wasserhöhe schwamm er ohne Ahnung der drohenden Gefahr auf das Wehr zu.

Der Große Graue konnte ihn nun deutlich sehen.

Ein großes, starkes Tier war es.

Und — das war ja noch besser — aus dem Rachen hing ihm die Schwanzflosse einer eben erbeuteten Dicknase heraus. Zehn — zwölf Längen trennten die beiden großen Tiere noch voneinander. Jetzt mußte der andere aus dem ruhigen Wasser in die einströmende Flut wechseln, und nun war für den Großen Grauen der richtige Augenblick zum Überfall gekommen.

Er hatte die treibende Gewalt der Strömung für sich.

Mit der stählernen Kraft seines kampfgeübten Körpers schnellte sich der Große Graue auf sein Opfer vor, und ehe der Angegriffene noch recht wußte, woher die Gefahr kam, gruben sich die spitzen, starken Zähne des Großen Grauen in den Nakken des völlig Überraschten.

Verzweifelt würgte der den erst halb verschlungenen Bissen aus dem Schlund hervor, um sich gegen den mächtigen Feind wehren zu können. Durch rasende Schläge mit dem starken Schwanz und blitzschnelles Winden und Krümmen des Körpers versuchte er sich von dem furchtbaren Rachen des Großen Grauen zu befreien. Doch immer tiefer schloß sich der scharfe Fang zusammen.

Endlich gelang es ihm sich loszureißen. Mit einer schwerblutenden Wunde mußte er sich erneut zum Kampf stellen.

Flucht gab es nicht.

Dem pfeilschnellen Großen konnte er nicht entkommen.

Er mußte weiterkämpfen.

Die Strömung hatte die kämpfenden Fische in das ruhige Wasser hinausgetragen.

Die Angriffe des Großen Grauen wurden immer heftiger und ermüdeten den Schwerverletzten mehr und mehr. Das Schlagen der wild erregten Tiere klang im Nachtdunkel wie scharfe Peitschenschläge. Plötzlich wurde es still. Ein furchtbarer Biß hatte dem schon schwach gewordenen Hecht den Rest gegeben. Leblos hing er im Rachen des Siegers. Der schüttelte sich den erledigten Rivalen aus dem Fang.

Für ihn war der Kampf zu Ende. Kraftlos trieb der Besiegte an die Oberfläche des Wassers. Bewegungslos sah der Große Graue zu, wie der Fisch langsam in der Dunkelheit verschwand. Er wollte nichts mehr von ihm. Mochten sich den die Krähen holen.

Für ihn gab es fette Bissen mehr als genug in diesem Jagdgrund, dessen unbeschränkte Herrschaft er sich eben erkämpft hatte. Ruhig durchschwamm er den überfluteten Talkessel. Hinaus zu den seichten Randstellen, an deren nahrungsreichen Ufern sich Dicknasen und Schleierschwänze, Rotaugen und Stachler in nimmersatter Weid für ihn mästeten.

Ein Sieger nahm Besitz von seinem Reich.

Das Nachtdunkel zerrann unter den frischen, von den Bergen herabstürzenden Morgenwinden. Zerfetzte Regenwolken flüchteten eilig am aufblauenden Himmel davon, als könnten sie nicht schnell genug den Schauplatz ihrer üblen, wochenlang dauernden Betätigung verlassen.

Die Sonne schien wieder.

Weithin war das Wiesental überschwemmt. Auf hunderte Meter hatten die Überwasser des Seeausflusses sich über den Damm hinabgegossen und einen neuen See gebildet, aus dessen

ruhig in der Sonne liegenden Spiegel sich die Baumkronen hoben, als stünden sie auf Stelzen.

An manchen Stellen hatten die einstürzenden Fluten aus mitgerissenen Zäunen und deren Fallwerk große Barrikaden wild übereinandergetürmt, auf deren aus dem Wasser ragenden Gebälk melancholische Krähen wie große Notenköpfe saßen.

Zwei Störche standen mitten im Wasser auf einer Hügelkuppe, lebhaft ihre langen Schnäbel bewegend, als müßten sie den Takt geben zu der nun einsetzenden großen Symphonie, dem Lobgesang der Tiere an die Sonne.

Das tiefe Geschnatter der Wasservögel mischte sich mit dem grellen Diskant der jagenden Seeschwalben — der vielstimmige Chor der Singvögel mit dem Schlagen der springenden Fische zu einem sonnentrunkenen Hymnus des erwachenden Lebens.

Auch der Mensch verfiel dem Zauber der langentbehrten Sonne. Von den Bergen herab schwangen die Jodler der Kuhhirten, und die Fischer am See antworteten mit hellen Jauchzern. Die Sonne schien wieder.

Für alle. Für Mensch und Tier, und einte sie. Verband sie in neuerwachender Lebensfreude.

Schon sehr früh war der alte Fischermartl aus den Federn gekrochen. Nun stand er mit einigen Helfern am Ufer des überwasserten Talgrundes und überlegte, wo man am besten die Absperrnetze einsetzen könnte.

„Das gibt was, Leute, da ist ja g'rad der halbe Fischstand vom See umgewechselt." Händereibend betrachtete er das lebhaft bewegte Wasser:

„Das wird ein Fang. Ich wett mit euch, was ihr wollt, da fangen wir manchen, der uns drüben lang genug zum Narren gehalten hat."

Dabei dachte Martl an sein letztes Fischereierlebnis an jenem regennassen Abend, an dem er den kürzeren gezogen hatte.

„Der müßte dabei sein", murmelte er vor sich hin — dann spuckte er in die Hände und schob den noch regenschweren Kahn ins Wasser, um mit dem Auslegen der Netze zu beginnen.

Der, den Martl meinte, lag an der tiefsten Stelle des Talgrundes, sattgefressen nach erfolgreicher nächtlicher Jagd, und ruhte — bis wieder der Hunger kam.

Bewegungslos stand er und beobachtete die jagenden kleinen Rotschwänze oben an der Wasserdecke.

Fast unsichtbar lag er, sein grüngrau-schwarz gezeichneter Leib fügte sich den Farben der Umgebung wunderbar ein. Es mußte schon einer ziemlich nahe herankommen, um ihn zu erkennen. Aber wenn sie auch noch so nahe an ihn herankamen — jetzt konnten sie ihn nicht reizen.

Vorläufig war er satt. Sehr sogar.

Die nächtliche Jagd brachte mehr als ergiebige Bissen. Ein sömmriger Schleierschwanz, ein fetter, dummer Stachler und ein Schneider, den er mitten in der Jagd störte, waren die Beute. Damit konnte einer schon haushalten, bis das große Licht erlosch. Und überhaupt — er wollte sich gar nicht so viel sehen lassen, um die Bissen nicht zu vergrämen. Mochten sie ruhig umherschießen und jagen.

Plötzlich waren alle verschwunden — das mußte ganz blitzschnell gegangen sein. Und schon erkannte er die Ursache des plötzlichen Verschwindens der kleinen Jäger.

Über ihn schob sich ein dunkles Etwas, bewegt von zwei langen Flossen, daher.

Das dunkle Blatt — die großen Schatten waren da.

Ein jähes Erschrecken rann durch seinen Körper.

Gefahr! Gefahr, signalisierte ihm sein feiner, geschärfter Instinkt.

Wenn er sich noch unsichtbarer hätte machen können, er würde es getan haben, so aber schoß er mit schnellem Schlag unter das schützende Gebälk des Unterstandes, vor dem er gelegen. Da unten fühlte er sich sicher. Langsam verrann die plötzlich aufgekommene Angst — die Neugierde begann sich zu regen. Er mußte wissen, was die da oben vorhatten. Und mit ruhigem Flossenschlag folgte er dem großen Blatt. An der Talenge, aus der das Wasser in den Wiesengrund einströmte, hielt das große

Blatt an. Es war die Stelle vor dem angeschwemmten Stauwehr, an dem er seinen nächtlichen Sieg erkämpfte. Er ließ sich auf Grund sinken und beobachtete das Beginnen der großen Schatten.

Bald sollte er erkennen, was die da oben ausheckten.

Über den Rand des großen Blattes sank ein wirres Spinngewebe dünner Halme ins Wasser herab. Das kannte er sehr gut. Die zähe Ranke.

Das war ein Gefährliches — Unheimliches, das einen nicht wieder losließ, wenn man sich drin verfangen hatte.

Je mehr man sich dagegen wehrte, um so mehr blieb man hängen, um so mehr umschloß es einen, bis man sich nicht mehr rühren konnte und hilflos zappelnd fast erstickte. Das war höchste Gefahr — aber nur für den, der sie nicht kannte. Er aber kannte sie aus eigenem qualvollen Erleben.

Damit sollten die großen Schatten ihn nicht noch einmal fangen, wie damals, als sie ihn mit langen, schlagenden Flossen aus seinem Unterstand jagten und er in blinder, unüberlegter Flucht plötzlich gegen das unheimliche Gerank stieß und dann nicht wieder loskam, als sich das Satanswerk in seine Kiemen verbiß und trotz allem Schlagen und Wehren festhielt.

Und je mehr er dagegen ankämpfte, um so fester verfing er sich in dem fast unsichtbaren Rankenzeug.

Lange hing er so — er wußte es noch genau —, bis er dann plötzlich hochgezogen wurde auf das große Blatt, und dann — im letzten Augenblick und mit letzter Anstrengung loskam.

Nur seiner Riesenkraft hatte er es zu verdanken — ein gewaltiger Sprung rettete ihn — zerriß den Zauber.

Allerdings kostete es ihn einen halben Kiemen, der in dem Geranke hängen blieb. Aber das heilte wieder.

Noch einmal wollte er das nicht erleben. Er hatte sich das zu gut und eindringlich gemerkt. Mit scharfen Augen verfolgte der Große Graue die Vorgänge am Wasserspiegel. Nichts entging ihm.

Das Rankenwerk wurde immer länger.

Martl war ein erfahrener Fischer. Er verstand sein Handwerk. In größeren, regelmäßigen Abständen ließ er lange Stangen einschlagen, um daran das Netz einen halben Meter hoch über dem Wasser aufzuhängen. Der alte Fischer kannte die Fähigkeiten der Fische.

Schon mancher schwere Karpfen rettete sich durch einen kraftvollen Sprung über das Netz in die Freiheit.

Diese Gelegenheit wollte er den schlauen Tieren nicht geben. Die kleineren Fische konnten ruhig durch die Maschen entkommen, aber die großen — die mußten bleiben.

So eine Gelegenheit kam ja nicht jedes Jahr, die mußte ausgenutzt werden.

Martl war durchaus kein Raubfischer. Die kleinen, noch im Wachsen befindlichen Fische gab er immer wieder frei. Die großen aber, die mußten den Zweck ihres Daseins erfüllen. Er fischte auch nie mit der Wurmangel oder mit Legangeln. Das war ihm zu heimtückisch — nein — das war nichts für ihn.

Er hatte Freude am Kampf mit dem Tier.

Der stärkere sollte Sieger bleiben. Der Stärkere und Schlauere. Darum dachte er auch ohne jeden Ärger an den Großen Grauen, der ihn schon so oft — in manchem spannenden Kampf überlistet hatte.

Aber diesmal sollte er ihm nicht entkommen. Der war bestimmt in dem Wasser, denn daß gerade der sich diesen ergiebigen Fischgrund entgehen lassen sollte, glaubte Martl schon gar nicht.

Und außerdem war Martl gespannt, wie der Große Graue aussehen mochte. Damals, vor etlichen Jahren, als er den großen schweren Fisch so unvermutet mit dem Netz aus dem Wasser zog, hatte er ihn einen Augenblick gesehen — den Augenblick, in dem sich der starke Kerl mit einem verzweifelten Schlag vom Netz löste und in das Wasser knallte.

So an die zwanzig Pfund mochte der gern und gut haben. Und in der Zwischenzeit war er auch nicht kleiner geworden. Nein, in acht Tagen wußte er Bescheid darüber. Länger als acht

Tage würde sich das Wasser im Grund nicht halten, Sonne und Wind und die saugende Erde halfen da zusammen. Und wenn dann das Wasser immer weniger würde und das große Becken leer lief, dann mußten die Fische sich in das große, tiefe Loch flüchten. Und da wollte er sich den Großen Grauen schon herausuchen.

Noch einmal prüfte Martl die Absperrnetze auf ihre Stellung und Dichte, dann ruderten er und seine Helfer an das Ufer zurück.

Für heute war Feierabend.

Die Sonne versank hinter den Vorbergen, deren lange Schatten sich über See und Tal breiteten und den Seenebeln eine zarte violette Färbung gaben. Unmerklich wechselte der Tag in die Nacht.

Die Zeit des Großen Grauen war gekommen. Er hatte das dunkle Blatt der großen Schatten mit gespannter Aufmerksamkeit abziehen sehen — er wußte — die kamen heute nimmer. Nun konnte er seinen wichtigen Erkundungsgang antreten.

Ruhig schwamm er das lange Rankenwerk ab. Es entging ihm nicht das gleichmäßige Heben und Senken der Flechten im stetigen Spiel der Wellen. Anders als die andern Wasserpflanzen, die nur unmerklich hin- und herschaukelten. Das war nichts Gewachsenes — nichts Natürliches — nur zu deutlich verriet sich das Werk der großen Schatten.

Bald hatte der Große Graue sich über Anfang und Ende des langen Rankenwerkes vergewissert. Das wurde ihm nicht mehr gefährlich. Auch hatte er einige Stellen gefunden, an denen das Zeug tief in das Wasser hing — hier konnte man zur Not hinüberschnellen, wenn es einmal so weit war.

Doch das hatte ja wirklich noch Zeit. Das spürte man ja schon von weitem, wenn die großen Schatten auf ihren schwerfälligen Blättern kamen. Was wußten die von der feinen Empfindlichkeit seines Körpers — bis die nahe kamen, war man längst in Sicherheit.

Aber jetzt meldete sich bei ihm der Hunger. — Zeit war's

auf Jagd zu gehen. An der Talsenke wußte er eine kleine, tiefe Stelle, dort saßen die Schleierschwänze; gelassen schwamm der Große Graue seinem Ziele zu.

Ein Herrenleben war das — ein richtiges Schlaraffenleben — die fetten Bissen schwammen einem ja gerade in den Fang. Besonders in der letzten Zeit. Immer mehr, immer zahlreicher kamen sie in das tiefe Wasser vor seinem Unterstand, wie wenn sie ihm den weiten Weg zu den seichten Stellen ersparen wollten.

Dick und fett kamen sie an. Herrliche Bissen. Es wäre wunderbar gewesen — wenn nur das Wasser nicht so warm geworden wäre. War das große Licht erloschen — des Nachts — da ging es noch — aber wenn es so unerträglich auf das Wasser herunterbrannte — da war es oft nicht zum Aushalten.

Da verkroch er sich in die tiefste Stelle seines Unterstandes und döste träge und ohne sich zu rühren vor sich hin. Da verging ihm oft die sonst so unbezähmbare Freßgier. Der fetteste Bissen ließ ihn kalt, konnte ihn nicht reizen.

Und manchmal stieg die Sehnsucht nach dem kühlen Wasser des Seegrundes vor ihm auf.

Ob er vielleicht doch einmal hinüber wechseln sollte? Er kannte doch etliche Stellen in dem langen Rankenwerk der großen Schatten, über die er sich leicht mühelos schnellen konnte. Aber nur dann, wenn das große Licht vergangen war, durfte er das wagen.

Wer hinderte ihn daran, wieder zurückzukommen zu diesem herrlichen Jagdgrund, wenn er sich drüben im See erfrischt hatte? Faul lag er in seinem Unterschlupf und starrte zu dem im Sonnenglast flimmernden Wasserspiegel hinauf.

Wollte es denn nicht mehr verschwinden, das unerträgliche, sengende große Licht?

Unruhig wälzte sich der Große Graue herum. — Ob er es nicht schon jetzt versuchen sollte? Man konnte ja einmal sehen — vielleicht war es gar nicht so gefährlich. Das warme Wasser war ja kaum noch zu ertragen.

Wenn wirklich die großen Schatten in der Nähe waren, konnte er ja wieder schnell verschwinden.

Schwerfällig und matt schob sich der Große Graue aus seinem Versteck und ließ sich in halber Höhe des Wassers treiben. Mit müden Stößen schwamm er nach dem Ausfluß zum See. Erschreckte Rotschwänze flitzten beim Erscheinen des Großen Grauen nach allen Seiten davon. Gleichgültig zog der an den fliehenden Silbernen vorüber. Den Blick geradeaus gerichtet, suchte er einen Gang, einen Weg zum kühlen Seegrund.

Aber soviel er auch suchte, nach allen Seiten spähend, überall war jeder Weg und jeder Gang zum See versperrt. Nur nach der Seite, von der er kam, war das Wasser offen. Aber dort war kein Weg zum See, der lag dort, wo das große Licht aufkam. Und da hing überall das heimtückische Rankenwerk der großen Schatten. Alle Wege unten durch waren versperrt.

Also mußte er darüber weg.

Er ließ sich nach oben an die Wasserdecke treiben.

Einigemal schwamm er die ganze lange Strecke, über die sich das Rankenwerk hinzog, ab. Er wußte es genau — da — dort befanden sich die Stellen, an denen er überschnellen konnte.

Wo waren die geblieben?

Überall stieg das Hindernis längenhoch aus dem Wasser. Wie war das möglich? Was ging hier vor?

Vor ihm schnellten schwere Dicknasen mit gewaltigem, kraftvollen Sprung aus dem Wasser, immer wieder versuchend, über das aus dem Wasser ragende Hindernis hinwegzukommen.

Immer wieder aber schlugen sie mit lautem Knall auf das Wasser zurück. Nur selten gelang ein Sprung.

Der Große Graue ließ sich auf Grund sinken. Ihm war der Weg versperrt. Sein Körperbau erlaubte ihm solche Sprünge nicht. Für ihn gab es nur eins — warten — warten, bis das Teufelszeug wieder verschwunden war. Lang blieb das ja nie stehn, das wußte er aus vielfachen Erfahrungen. Also mußte er eben warten.

Langsam und müde schwamm er zu seinem Unterschlupf zu-

rück. Die tiefste Stelle suchte er und wartete, bis das große Licht verschwand.

In dieser Nacht fraß der Große Graue nichts.

Sonne und Wind hatten gründliche Arbeit geleistet. Das weithin überschwemmte Tal war fast wieder trocken. Einzelne Tümpel und Lachen, ohne Verbindung miteinander, lagen noch verstreut im weiten Wiesengrund. Nur in der tiefst gelegenen Talsohle stand auf hundert Meter Länge noch tiefes Wasser. Zahllose Krähen und Seeschwalben flogen kreischend über die Tümpel hin und her, fischend und sich hungrig die Beute abjagend.

Ein Boot lag hochgekippt am Rand des großen Tümpels im Gras. Still und glatt flimmerte die Wasserfläche in der Morgensonne, kein Fisch sprang nach den tanzenden Mücken.

Die Fische ruhten matt und unlustig auf dem Grund.

Für die dicken Nasen und satten Schleierschwänze war das noch zu ertragen, die waren brackiges, warmes Wasser gewöhnt.

Aber einem wurde der warme Tümpel zur Qual — zur unerträglichen Qual.

Jedesmal nach dem Erlöschen des großen Lichtes strich der Große Graue die lange Strecke der zähen Ranken auf und ab — einen Ausweg suchend — einen Gang in die Freiheit aus diesem Kessel mit seinem lauwarmen Wasser, in dem nicht zu atmen war.

Unermüdlich suchte er — und fand keinen Weg in die Freiheit, denn daß es hier um Freiheit und Leben ging, war ihm längst bewußt geworden.

Sein starker Instinkt sagte es ihm, warnte ihn und hielt ihn wach. Nie ließ er sich, wenn der helle Schein über dem Wasser lag, an der Oberfläche sehen. Immer blieb er dann in seinem Unterschlupf unter großen übereinander liegenden Felsbrocken. Dort war er gegen alles gesichert.

Plötzlich war ihm, als zittere der Grund unter ihm. Jetzt wieder — und wieder — was war das — was ging vor?

Auch vor seinem Unterstand veränderten die fetten Bissen ihr

Benehmen. Dicknasen und Schleierschwänze rissen die Nasen aus dem Sumpf und schwammen aufgeregt planlos umher.

Vom äußersten Rande des Tümpels jagten Rotschwänze und Rotaugen in rasender Fahrt daher, als flüchteten sie vor einem Schrecklichen — Unfaßbaren. Und immer wieder war das merkwürdige Zittern des Bodens zu spüren.

Der Große Graue stieß sich aus seiner Deckung hervor. Er mußte wissen, was hier vorging. Vorsichtig sichernd, schwamm er nach der Stelle, woher die flüchtenden Silbernen kamen.

Bald entdeckte er die Ursache ihres Schreckens. Die großen Schatten kamen.

Ein dunkles Blatt schob sich gemächlich oben über das Wasser.

Von seinem Rande stießen lange Flossen herab, so heftig, daß der Schlamm hoch aufwirbelte. Alles, was sich in der Nähe befand, floh in wilder Angst. Aus allen Unterständen und Schlammlöchern kamen die Silbernen hervor, um sich zu retten.

Der Große Graue wendete, langsam und ohne Hast. Ihn konnte das nicht erschrecken. Ruhig schwamm er nach seinem Unterstand zurück. Dort konnte ihm nichts geschehen. Die schweren Steine schützten ihn vor den langen, stoßenden Flossen.

Immer näher kam das dunkle Blatt. Immer stärker spürte er die Erschütterung der Stöße. Allen Mut zusammenfassend, lag der Große Graue unter dem steinernen Schutz seines Unterschlupfes. Dann glitt das dunkle Blatt über ihn hinweg. Zischend fuhren die langen Flossen vor und hinter seinem Loch in den Schlamm. Dicht vor seinem Fang niederstoßend, der Wasserdruck warf ihn in dem engen Schlupf hin und her.

Nur jetzt nicht heraus — aushalten — stark bleiben!

Es gehörte viel Mut und Erfahrung dazu, aber der Große Graue besaß beides. Dann war's vorüber. Weiter glitt das dunkle Blatt. Er ließ es nicht aus den Lichtern.

Am Rande des Tümpels — wo das große Rankenzeug hing, wendete das dunkle Blatt und glitt wieder dorthin, woher es kam. Vor dem großen Rankenzeug schoß und flitzte das aufgeregte Volk der Silbernen in sinnlosen Fluchten umher.

Alles war da — fette Dicknasen — blauschillernde Schleierschwänze, grünschwarze Stachler, denen die Angst die Stacheln hochgestellt hatte, und das Kleinzeug der Rotschwänze und Rotaugen. Im sinnverwirrenden Durcheinander drängten sich die aufgescheuchten Silbernen dem sperrenden, fluchthindernden Rankenwerk entgegen.

Denn schon kam das das dunkle Blatt wieder zurück.

Und Neues geschah.

Vom Rande des dunklen Blattes hing das Rankenwerk in die Tiefe und schloß sich zu einem immer enger werdenden Kreis zusammen. Der Große Graue fühlte sehr gut, wie das feine Teufelszeug über das Steindach seines Unterschlupfes hinwegglitt. Immer weiter weg schleppte es über den Grasboden des Tümpels.

Sein feiner Instinkt meldete dem Großen Grauen: Gefahr vorüber.

Aber immer noch blieb er wie leblos in seinem Versteck liegen, aus spähenden Lichtern das Gehabe der großen Schatten verfolgend.

Martl stand im Boot und zog das Netz immer enger zusammen. Ein kleiner Kreis war noch geblieben. Gefüllt von schlagenden, springenden Fischen. Das Boot fuhr knirschend am Ufer auf. Männer sprangen hinzu und zogen das Netz aus dem Wasser. Ein reicher Fang war der Lohn des Werkes. Flinke Hände griffen nach den zappelnden Fischen und warfen sie in bereitgestellte Wasserbehälter. Immer mehr hob sich das Netz aus dem Wasser, immer größer wurde die Beute — aber Martl würdigte die Karpfen, Schleien, Barsche und anderen Fische keines Blickes. Seine ganze Spannung galt nur einem — dem großen Hecht, und der kam und kam nicht.

Das Netz lag nun vollständig aus dem Wasser gezogen am Ufer. Noch einmal durchsuchte Martl die gefüllten Bottiche, darin die Fische, nach Arten sortiert, dicht beieinanderlagen.

Am Hechtbottich blieb er stehen. Ein gutes Dutzend Drei- und Vierpfünder schwammen darin, nach Luft schnappend, umher.

Verächtlich stieß er mit dem Fuß an den Behälter der Hechte. „Tragt sie in den See 'nüber und werft sie wieder hinein. Das Schneiderzeug ist das Mitnehmen nicht wert."

Dann drehte er sich dem Tümpel zu und starrte auf das undurchsichtige Wasser. „Wie war das möglich?" Er wußte genau, daß der große Hecht sich in dem Tümpel befunden hatte. In mancher Nacht hatte er ihn gesehen, wie er am Netzrand entlangstrich.

„Sollte er doch über das Netz gekommen sein?"

„Hatte ihn der alte Hecht, dieser ausgekochte Kumpan, wieder überlistet?" Eine lange Reihe ausgewachsener Kraftausdrücke sandte Martl in das Wasser hinab, dann folgte er brummend und brabbelnd den Männern, die Behälter und Netz zum See hinauftrugen.

Noch einmal drehte sich Martl zu dem Tümpel: „Ich krieg' dich noch, du abgebrühtes Ludervieh, aber dann —"

Was dann geschehen sollte, ging unter im dichten Bartgestrüpp Martls.

Der aber, dem diese undeutliche Drohung galt, lag regungslos in seinem schützenden Steinloch.

Das Herausziehen des Rankenwerkes und des dunklen Blattes hatte er gesehen. Immer schwächer wurde auch die Bodenerschütterung, die großen Schatten mußten sich entfernt haben. Die Luft war rein. Nun konnte er sich aus seinem Versteck hervorwagen.

Allmählich sank die durch die schlagenden Silbernen verursachte Trübung des Wassers. Die Sicht wurde besser.

Ohne Geräusch, ohne Flossenschlag ließ er sich nach oben tragen.

Oben herrschte volle Ruhe.

Das große Licht stach mit spitzen, heißen Strahlen in das Wasser des kleingewordenen Tümpels.

Mit langen, weitgreifenden Schlägen schwamm der Große Graue die Uferränder ab. Er suchte einen Gang zum See. In alle Buchten und Fluchten stieß er vor, jedesmal an seichtem,

verebbendem Wasser endend. Nirgends ein Gang offen — kein Rinnsal zum Durchkommen — kein Abwasserlauf.

Gefangen — eingeschlossen in diesen Kessel voll faulem, erstickend warmem Wasser.

Ermattet ging der Große Graue auf Grund, um bald wieder hochzuschießen, getrieben von unerträglichem Lufthunger.

Und wieder begann er ein verzweifeltes Suchen — er mußte einen Weg finden zum See — zur Erlösung aus Qual und Not.

Das große Licht erlosch — und kam wieder. Und ging und kam, und immer engender und würgender wuchs die Not des Großen Grauen. Das Wasser schwand und zerrann und hinterließ Qual und unerträgliche Leiden.

Der Große Graue lag wie tot auf Grund. Schon lugte der eine Felsbrocken seines Unterstandes aus dem Wasser — der einst so große Tümpel war auf etliche Körperlängen vertrocknet.

Kaum noch umdrehen konnte sich das müde und erschöpfte Tier.

Längst gab er es auf, nach einer Fluchtmöglichkeit zu suchen.

Er hatte den Kampf aufgegeben — fühlte das Ende.

Das große Licht stand hoch am Himmel und trank die kleine Wasserlache mit sengenden Strahlen leer.

Der Große Graue mußte das schützende Loch seines Unterstandes verlassen — es war ohne Wasser — in einer trüben Lache lag er, kaum noch bedeckt von lauem, widrigem Wasser.

Auf dem übereinandergetürmten Baum- und Astgewirr eines von der Überschwemmung zusammengetragenen Holzhaufens saßen Krähen. Hungrig und lauernd. Längst schon beobachteten sie den wild um sich schlagenden Fisch. Ab und zu stieß eine herunter, aber noch immer wehrte sich der Große Graue mit heftigen Schlägen gegen ihre Angriffe.

Dreister und frecher wurde das schwarze Volk und immer wütender ihre Attacken.

Nicht mehr einzeln, sondern zu Dreien und Vieren stießen und stachen sie auf den ermattenden Großen Grauen ein.

Der kämpfte mit der alten, zähen Ausdauer seines kampf-

erprobten Körpers, seines in vielen Fehden gestählten Mutes, mit der letzten Kraft seines erlöschenden Lebens.

Mit einmal stob das feige Schwarznasengesindel davon. Mit lautem, zornigem Krächzen und Gezänk stiegen sie auf. Über die eingetrocknete Lache kam ein Mensch gegangen.

Martl war es.

Von weitem hatte er das aufgeregte Gebaren des Krähenvolkes beobachtet. Er ahnte, was sich dort abspielte.

Schnell eilte er dem Schauplatz des Kampfes zu.

Und nun stand er vor dem sich in dem kleinen Loche verzweifelt umherwerfenden Großen Grauen.

Er sah den prachtvollen, starken Fisch sich in verzweifeltem Kampf wehren und winden.

Er wußte — das war sein alter Widersacher in mancher fröhlichen Fischerfehde, in vielen zähen, hartnäckigen Kämpfen.

Und ein heißes Mitleid mit dem mutigen Tier und seiner Todesnot stieg in Martl auf.

Es war auch etwas Achtung für den tapferen Gegner dabei.

Mit starkem, sicheren Griffe nahm er den Fisch aus dem kleinen Wasserloch und trug ihn laufend hinüber zum See, zum kühlen See, der Heimat des Großen Grauen.

„So sollst du nicht umkommen — das ist kein Ende für dich."

Martl sprachs — dann warf er den Großen Grauen in das kalte Wasser des Sees.

*

Der lachende Pudel

„Lametta — Lametta!“ — „Wunderkerzen gefällig!“ — „Christbaumschmuck!“ Von allen Seiten drangen die lauten Rufe der Verkäufer an das Ohr.

Weihnachtstrubel in Tauentzien — der breiten Verkehrs- und Bummelstraße, die den Wittenbergplatz mit der Gedächtniskirche verbindet. Berlin war in Vorfeststimmung. Menschenmassen drängten sich an der Perlenkette erleuchteter Schaufenster vorüber — lachende, fröhliche, erregte Menschen. Weihnachtsabend — in wenigen Stunden brannten die Lichter an den Tannen und Fichten, und viele der Bummler holten sich noch in letzter Stunde ein auf dem Wunschzettel vermerktes Geschenk.

Mir ging es nicht anders. Auch ich hatte die Absicht, meiner Frau irgend etwas für ihren Gabentisch zu kaufen. Dem Zufall überlassend, was ich noch finden würde, ließ ich mich von den Menschenmassen vorwärtsschieben. An der Ecke der Nürnberger Straße stand ein Mann mit einem Bauchladen. Kleine Pudel hatte er zu verkaufen, aber nicht, wie man sie sonst zu sehen bekam, schwarz, weiß oder braun, seine Pudel waren aus bläulicher Wolle angefertigt, sehr gut und originell gemacht.

Langsam kämpfte ich mich durch den fröhlichen Menschenstrom auf den jungen Mann zu. Ich wollte mir solch kleines Wolltier erwerben. Nach vieler Mühe stand ich endlich vor ihm.

„Wie kommen Sie eigentlich auf diese merkwürdige Farbe bei Ihren Hunden?“ fragte ich ihn.

„Deshalb", meinte er, und zeigte mit einer Hand nach unten. Dort saß auf einer Wolldecke ein Hund, ein Pudel, von einer Haarfarbe, wie ich sie noch nie gesehen hatte. Wie ein Blaufuchs war sein dichtes, zottiges und ungepflegtes Fell gefärbt. Ängstlich und nervös starrte der Hund auf die im unaufhörlichen Fluß an ihm vorüberziehenden Beine, deren beängstigende Menge sichtlich eine beklemmende Wirkung auf den armen Kerl auszuüben schien.

Ich beugte mich zu dem Hund nieder und streichelte seinen schönen, mit dem wilden Bewuchs eigenartig wirkenden Kopf. Zwei wunderschöne dunkle Augen leuchteten mir entgegen.

„Wie lange haben Sie den Hund schon?"

„Drei Jahre, ich habe ihn aufgezogen, aber jetzt muß ich ihn weggeben — ich kann ihn nicht länger halten —, endlich habe ich feste Arbeit bekommen und ich will das Tier nicht den ganzen Tag allein lassen. — Wissen Sie, er ist so sehr an Menschen gewöhnt, ich weiß, er würde sich unglücklich fühlen."

Er unterbrach sich, um einen Käufer zu bedienen.

Ich führte den großen, schön gebauten Hund einige Schritte in die ruhigere Seitenstraße aus dem Gewühl heraus. Willig folgte er mir.

Der Hund, eine Rüde, gefiel mir. Meine Freude am Tier begann sich zu regen. „Das wäre ein Weihnachtsgeschenk, wie ich kaum ein besseres kaufen könnte."

„Wenn Sie mit dem Verkauf fertig sind, dann kommen Sie doch zu mir und bringen Sie den Hund mit — ich möchte ihn sehr gern nehmen." Ich gab dem Manne meine Karte und ging schnell nach Hause.

Eine freudige Erwartung kam in mir hoch — die klugen, schönen Lichter des Hundes hatten es mir angetan — ich freute mich auf das Tier.

Um 8 Uhr abends kam der Mann. Er hatte sich umgezogen und machte in seinem einfachen, sauberen Anzug einen ordentlichen Eindruck. Auch den Hund hatte er schön durchgekämmt.

Das Äußere des Rüden hatte sich durch die Pflege vorteilhaft verändert. Sein weiches, wolliges Haar stand in dichter Krause um den Körper, das Geläuf steckte in langen Fellhosen, nur die Pfoten waren sauber ausgeschnitten. Er sah anders aus, als man sich sonst Pudel vorstellt — eher wie ein Bobtail. Am Kopf hingen die Haare dicht über die Lichter, und ein buschiger, lustiger Schnauzbart zierte die Oberlippe.

Ruhig saß er neben seinem Herrn, sein Blick wanderte im Zimmer umher — aufmerksam alles um sich herum verfolgend.

Von Zeit zu Zeit stieß er mit der Nase an die Knie seines Herrn, um sich eine Liebkosung zu erbetteln. Einmal kam er zu mir, beroch eingehend meine Beinkleider und legte sich dann vor mich hin. Mit halberhobenem Kopf blickte er mich lange Zeit an. Dann ging er wieder zurück zu seinem Herrn.

Ich war inzwischen mit dem Manne über Preis und Pflege einig geworden.

Wir standen beide auf, um uns zu verabschieden. Der Hund blieb liegen, ließ aber den Blick auf seinem Herrn ruhen.

„Ich lasse den Hund gleich hier", meinte der, „heute vermisse ich ihn nicht so sehr, denn ich fahre jetzt zu meinen Eltern."

Er beugte sich zu dem Hunde nieder und strich ihm zärtlich über das Fell. Dann ging er schnell auf die Korridortür zu.

Der Hund stand langsam auf und folgte mit zögernden Schritten — dann fiel die Tür hinter dem Manne zu. Der Pudel beugte sich zur Bordschwelle nieder und sog mit lautem Geräusch und langem Atem die Luft in die Nase ein.

Da fiel mir plötzlich ein, daß ich vergessen hatte, den Mann nach dem Namen des Hundes zu fragen. Ich lief schnell an ein Fenster meiner Parterre-Wohnung und öffnete es. — Gerade erreichte ich den Weggehenden noch.

„Rigo heißt er — Rigo!" rief er mir laut von der Straße her zu.

Plötzlich stand der Hund neben mir; erwartungsvoll blickte er zum Fenster hinauf. Er hatte die Stimme, die ihm so vertraute Stimme, gehört. Ein leises Winseln zeigte seine Erregung an.

Aufmerksam beobachtete er das Schließen des Fensters, dann lief er an die Wohnungstür, kam wieder zurück und wiederholte dies einige Male, mich dabei sichtbar auffordernd, ihn zu begleiten. Als er das Zwecklose seines Tuns einsah, kam er in das Zimmer zurück und legte sich neben den Sessel, in dem vor kurzem sein Herr gesessen, und blieb dort bis zum Morgen liegen.

Gut acht Tage vergingen, bis er sich von seiner Trauer erholte, richtig fröhlich aber sah ich ihn erst bei einem Waldspaziergang im tiefen Schnee.

Ich ging mit Rigo an einem der märkischen Seen entlang. Rechts von mir lag die glatte, in der Morgensonne flimmernde Eisdecke des kleinen Waldwassers, links der lichte Föhrenwald, hügelig und tief verschneit, menschenleer und still.

Ich löste die Leine des Hundes und erlebte ein Bild ausgelassener natürlichster Fröhlichkeit, wie ich es ähnlich noch von keinem Hunde sah. Mit lautem, wie Jauchzen klingenden Gebell sauste der Hund davon. Lange Sprünge, die manchmal zu einem Salto wurden, über Schneewächten und Baumstämme, Fluchten auf ebenem Boden, mit einem verwirrend raschen Ändern der Richtung, wechselten mit wollüstigem Wälzen im trockenen Pulverschnee. Und immer war der feine, freudige Bell-Laut zu hören.

Mein Rufen überhörte er, und wenn er in fliegender Jagd an mir vorüberschoß, übersah er mich, trunken von höchster Lust und Lebensfreude.

Zehn bis zwanzig Minuten währte das frohe Spiel — dann verschwand er hinter einem Hügel, um plötzlich unten am See in fliegender Fahrt auf der Eisdecke zu landen. Damit endete die übermütige Jagd. Das spiegelglatte Eis brachte ihn zu Fall. Einige Längen rutschte er noch, dann lag er, still geworden, zitternd auf dem Eis, vergeblich versuchte er, sich zu erheben.

Ich half ihm auf den Seeweg heraus. Dort setzte er sich vor mich hin. Die rechte Pfote bittend erhoben, erwartete er, deutlich erkennbar, seine Bestrafung. Als ich ihm streichelnd über den

Kopf fuhr, die Strafe also ausblieb, erlebte ich einen tollen Freudenausbruch.

In wilden Sprüngen umraste mich der Hund. Immer wieder sprang er an mir hoch und versuchte, mein Gesicht zu lecken. Lange dauerte seine Dankesäußerung. Mit einem Ruck unterbrach er sie, setzte sich vor mich hin und richtete seine schönen braunen Augen zu mir empor.

Und dann — es gab keinen Zweifel —, dann lachte der Pudel.

Sein Gesichtsausdruck ließ keine andere Deutung zu. Der Hund lachte. Die Oberlippe war hochgezogen, ebenso die Nase, das entblößte Gebiß geöffnet und die Augen halbgeschlossen. Ruckweise kam der Atem wie bei einem lachenden Menschen, und eine leise Erschütterung ging durch den Körper des Hundes.

Lachen steckt an, sagt man — und auch ich konnte über das fröhliche Bild des lachenden Hundes das Lachen nicht unterdrücken.

Ich hatte das merkwürdige, zwingende Gefühl: Der Hund wußte, daß er lachte.

In vielen, zahllosen Fällen habe ich mich im Laufe meines Zusammenlebens mit Rigo überzeugt, daß der Hund bewußt als Äußerung der Freude lachte.

Auf dem Heimweg ging der Hund ruhig neben mir her. Manches Mal drückte er seine feuchte schwarze Nase an meine Hand, als wollte er mich davon überzeugen, wie brav er neben mir herlief. Er erkannte mich als seinen Herrn an. Er hatte Freundschaft mit mir geschlossen. Freundschaft für sein ganzes Leben.

Und er hielt sie mir und meiner Frau in wunderbarer, unerschütterlicher Treue.

*

Das Verhältnis zwischen Rigo und mir entwickelte sich höchst sonderbar. Noch bei keinem der vielen und verschiedenartigsten Tiere, die durch mein Leben gingen, erlebte ich Ähnliches.

Der Hund zeigte eine erstaunliche Selbständigkeit, einen

selbstsicheren Charakter und eine hochentwickelte Zuverlässigkeit, die man zu jeder Zeit erproben konnte.

Ich vermied jeden Zwang, jede „Schulung und Dressur". Ich lehrte ihn keine Kunststückchen, und doch überraschte mich Rigo oft mit Handlungen, die — beweisende Proben seiner Klugheit — er sich selbst ausgedacht hatte. Seine starke Beobachtungsgabe, sein wacher Instinkt und vor allem sein engverbundenes Leben mit uns ließen ihn Dinge vollbringen, die sonst nur durch sorgfältige Dressur erreicht werden können.

Unterstützt wurde er darin noch durch seine Kenntnis zahlreicher Wörter, die er nicht nur im Klange, sondern auch im Sinne verstand. So kannte er das Wort „Küche" nicht nur aus der eigenen häuslichen Gewohnheit. Er verband damit einen festen Begriff von Speiseduft und Kochduft und verwechselte Küche nie mit Speisekammer.

Ich nahm ihn einmal in eine große Gaststätte mit. Als ich merkte, daß der Hund Durst hatte, rief ich ihm plötzlich zu: „Rigo, gehe in die Küche."

Der Hund kam unter dem Tisch hervor und ging ohne Zögern, nur dem Geruch folgend, den ungefähr dreißig Meter langen Korridor zur Küche des Lokals entlang. Er ließ sich auch in keiner Weise durch das eilige Hin und Her des Bedienungspersonals stören. Auch die vielen Türen anderer an den Korridor grenzenden Räume beachtete er nicht und landete zielsicher in der Küche am Wasserbecken.

Es dauerte auch nie lange, dann kannte er in jedem Lokal jeden Kellner, und das Wort „Ober" war ihm ein vertrauter Begriff.

Ebensoviel Sinn und Kenntnis wie von Orten, Räumen und Personen besaß er auch in den Dingen des täglichen Gebrauchs.

Am eindrucksvollsten bewies er mir das mit folgendem Erlebnis.

Einmal saß ich mit meiner Frau und einem Gast an dem Rauchtisch. Ich wollte dem Besucher eine Zigarette anbieten und vermißte meine Schachtel auf dem Tisch.

Der Hund lag mir zu Füßen. Ich fragte meine Frau nach den Zigaretten. Sie erklärte mir, es nicht zu wissen. Darauf bat ich sie, mir doch die Schachtel zu suchen, und zwar mit den Worten: „So such mir doch die Zigaretten."

Da stand der Hund plötzlich auf und ging in das anliegende Zimmer. Wir konnten Rigo von unserem Platze aus gut durch die offene Schiebetür beobachten. Er ging, ohne zu zögern, auf einen Rauchtisch zu und schnupperte daran herum. Es lagen dort zwei Schachteln mit Zigaretten, aber nicht die Sorte, die ich rauchte. Meine Schachtel lag auf der Couch daneben, eine große, auffällig blaue Blechdose. Es war vollkommen eindeutig zu sehen, daß der Hund nach dieser Schachtel suchte, denn er ließ die anderen Packungen unbeachtet liegen. Plötzlich sah er meine Zigarettenschachtel liegen — ein kurzes Schnuppern —, dann brachte er sie mir schweifwedelnd an den Tisch.

Der ganze Vorfall war geradezu verblüffend, besonders deshalb, weil niemals jemand den Hund auf das Bringen der Zigaretten abgerichtet hatte,

Als ihn darauf meine Frau aufforderte, ihr doch auch Zigaretten zu bringen, tat der Hund dies mit der größten Selbstverständlichkeit und brachte ihr eine der auf dem Tisch liegenden Schachteln, eine Sorte, die sie im Gebrauch hatte, und merkwürdigerweise die angebrochene und nicht die danebenliegende volle Packung.

Er bewies damit eindeutig, daß hier Wortgedächtnis, Gesichts- und Geruchsinn zusammenarbeiteten.

Es war aber durchaus nichts Wunderbares oder Absonderliches an dem Vorgang — es ließ sich alles ganz natürlich erklären. Der Hund brauchte durchaus nicht „denken", Denken im menschlichen Sinne gemeint. Diese Fähigkeit streite ich den Tieren unbedingt ab.

Der Hund bewies nur sein ausgezeichnetes Gedächtnis und die hohe Schärfe seiner Sinne. Er kannte das Wort „such" und das Wort „Zigaretten" aus vielfachem Hören und immer gleichbleibender Bedeutung. Irrtümlich bezog er die Aufforderung,

die ich an meine Frau richtete: „So such mir doch die Zigaretten", auf sich.

Dann konnte er genau Farbe und Form der beiden Packungen durch häufiges Sehen in immer denselben Händen unterscheiden. Den Rest schaffte sein Geruchsinn, der ihn ja auch die schon benützte, angebrochene Packung nehmen ließ — da sie mehr von der Witterung der Hände meiner Frau an sich hatte als die unbenutzte volle Schachtel.

Wunderbar war allein die Selbstverständlichkeit und Präzision der Ausführung eines Vorganges aus eigenem Können, ohne dazu angelernt worden zu sein.

So wie die Zigarettenschachteln kannte er viele Dinge des täglichen Handgebrauchs, und es war manches Mal sehr drollig, wenn der Hund gerade mit dem Gegenstand schweifwedelnd zur Türe hereinkam, den eben jemand laut gewünscht hatte.

Ebenso wie er sicher alltägliche Gebrauchsgegenstände unterschied und deren Namen im Gedächtnis behielt, unterschied er auch Namen und dabei sogar den Zusatz „Herr" oder „Frau".

Rief man ihm zu „Geh zur Frau Schulze", so trabte er fröhlich nach dem Fleischerladen, in dem Frau Schulze das große Messer regierte und Herrin war über manche kleine Leckerbissen, die sie gern an die vierbeinigen Freunde ihrer Kundschaft verteilte.

Schickte man den Hund zu Herrn Schulze, so wußte er genau, daß damit der Zeitungsmann gemeint war, von dessen Stand er mir manche vergessene Abendzeitung überbrachte.

Er verstand auch noch feinere Unterschiede, wie zum Beispiel „alt" und „jung". Rief man ihm zu „Geh zum jungen Robert" — das war der Sohn unseres Hausbesorgers — so nahm er ohne weiteres seine auf einem Tischchen im Flur liegende Leine in den Fang: Er wußte, nun wird er spazieren geführt. Sagte man ihm aber: „Geh zum alten Robert", dann schoß er schweifwedelnd davon, vor das Haus hin. Dort saß der Alte am Abend bei schönem Wetter und rauchte seine Zigarre. Er kannte keine größere Freude, als den Hund bei sich zu haben.

Diesen sonst so mürrischen und cholerischen alten Mann ver-

band eine innige Freundschaft mit Rigo. Der Hund war sein einziger Freund.

Nur wollte er es nicht zeigen, wie sehr er an dem Hunde hing. In Anwesenheit Dritter verlor er nie ein freundliches Wort, keine Zärtlichkeitsäußerung an das Tier. Waren die beiden aber allein und lag der Kopf des Hundes auf den Knien des Alten, dann strömte die verhaltene Liebe nur so über. Das nie gestillte Zärtlichkeitsbedürfnis des einsamen Mannes kam zum Durchbruch.

Und der Hund schien die seelische Verlassenheit seines griesgrämigen Freundes zu spüren und schenkte ihm alle seine reiche Zuneigung.

Dann war der Alte glücklich.

Rigo war das einzige Lebewesen, das sich mit dem Alten alles erlauben durfte und den er gegen jeden in Schutz nahm.

Sogar gegen die eigene Frau.

Ich hörte einmal folgendes Gespräch der beiden mit an; natürlich ohne ihr Wissen.

An einem Regentag, die Frau hatte den Hausflur tadellos und blitzblank gescheuert, kam Rigo mit regennassen, schmutzigen Pfoten von der Straße hereingetrabt. Alle Mühe war umsonst gewesen.

„Sieh mal det duslige Vieh, nu hat es mir det janze Treppenhaus versaut!" ertönte die Stimme der zornigen alten Frau.

„Wer is hier duslig?" kam es aus dem Fenster der Portiersloge heraus. „Soll sich der Hund vielleicht die Beene am Schuhabstreifer reinigen, wo dat nich mal alle Menschen machen? Wenn hier ener duslig is, denn bist et du."

Dann mußte der erboste Alte aus seiner Loge herausgekommen sein, denn ich hörte ihn noch sagen: „Komm, Aujust vom Kriege, laß die Olle quasseln."

„Aujust vom Kriege" schien der höchste Ausdruck von Zuneigung zu sein, über den Robert, der Alte, verfügte.

*

Eigenartig war es, wie der Hund sein tägliches Leben, den Alltag eingeteilt hatte; mit einer Genauigkeit und Pünktlichkeit, die seinem Zeitsinn und seiner Zuverlässigkeit alle Ehre machten.

Der Hund hatte sein Lager in einer zugfreien, ungestörten kleinen Kammer, deren Türe nicht einklinkte, damit der Hund sie sich nach Wunsch öffnen und schließen konnte.

Dort verbrachte der Hund die Nacht.

Am Morgen gegen sechs Uhr begann er sein Tagewerk mit einem langwährenden Sauberlecken seiner Pfoten. So gegen halb sieben Uhr schlich er sich an meine Schlafzimmertüre, die immer mit einem kleinen Spalt geöffnet war, steckte die Nase durch die Öffnung und schnupperte mit laut vernehmbarem Geräusch in das Zimmer herein. Darauf öffnete er sich die Türe ganz und kroch an mein Bett, trat sich ein Lager auf der Bettvorlage und schlief mit einem wohligen Seufzer wieder ein.

Eine halbe Stunde schlief er so in tiefem Behagen, dann stand er auf und weckte mich. Zuerst legte er seine Pfote auf das Bett, und half das nicht, dann stieß er seine kalte Nase gegen meinen Hals oder mein Gesicht, und ich mußte eben aufstehen.

Schritt für Schritt folgte er mir bei meinen morgendlichen Hantierungen und ließ mich keinen Augenblick allein. Geduldig wartete er vor dem Badezimmer, griff sich bei meinem Herauskommen einen Zipfel meines Bademantels und zog mich in die Küche an sein Wassergeschirr. Ich mußte ihm Wasser geben.

Gierig trank er; und nun wurde mir wieder am Zipfel des Bademantels der weitere Weg gezeigt. Er führte mich zur Wohnungstüre — „Hinaus möchte ich", hieß sein deutliches Begehren. Kaum war die Türe geöffnet, schoß er auch schon mit einem Freudengebell hinaus. Schnell wurde noch sein Freund, der alte Hausbesorger, begrüßt, der schon jeden Morgen darauf wartete, dem Hund die Haustüre zu öffnen — und dann begann der Morgenspaziergang.

Keiner der vielen Hunde, die ich schon im Besitze hatte, be-

nahm sich auch nur ähnlich verständig wie dieser Hund. Ich konnte ihn ohne Sorge allein auf die Straße lassen.

Ich wohnte damals im Westen Berlins, an einem stillen kleinen Platz im Bayrischen Viertel. Drei kleine Sträßchen führten hinaus zu den großen Verkehrsstraßen um den Platz.

Rigo hatte sich ein festes Programm zurechtgelegt und führte es Morgen für Morgen mit peinlicher Gewissenhaftigkeit aus.

Zuerst kam ein tolles Jagen um den großen Kastanienbaum, der in der Mitte des kleinen Platzes aus einem dürftigen Rasenfleck herauswuchs. Das sollte dem Hund vielleicht als Morgengymnastik dienen, mit der er sich die Rückstände des Schlafes und die Steifheit der Glieder austrieb.

Darauf folgte die Befriedigung der Nase.

Den Riecher am Boden, die Rute steif in die Höhe gereckt, zog er geheimnisvolle Kreise, deren Sinn nur ihm allein verständlich war.

Das dauerte ungefähr eine Viertelstunde.

Dann begann seine Besuchsrunde. Er vergaß niemals einen seiner vielen Freunde und Bekannten — den Zeitungsmann und den Gemüsehändler nicht, den Fleischerladen mit seinem Wurstzipfel erst recht nicht, ebenso nicht die Küchenmamsell der kleinen Gaststätte an der Ecke, wohin er mich zu manchem Abendschoppen begleiten durfte. Und, o Wunder, der alte Tierarzt wurde auch nicht vergessen, obwohl sich der Hund sonst immer sperrte und wehrte, wenn er alle vier Wochen dorthin zum Trimmen und Zahnpflegen geführt wurde. Der gutmütige alte Herr führte um diese Zeit allmorgendlich einige seiner Pfleglinge spazieren und freute sich dabei jedesmal auf das Erscheinen Rigos, den er besonders ins Herz geschlossen hatte.

Es war eigentlich merkwürdig, wie viele Menschen Rigo zu seinen Freunden zählen durfte, ja, die den Hund geradezu liebten.

Zugegeben, daß der Hund in seinem eigenartigen krausen und seidenweichen Bewuchs mit der seltenen blauschimmernden Färbung einen auffälligen, nicht alltäglichen Eindruck bot.

Das allein konnte nicht die Ursache seiner vielen, herzlichen Freundschaften sein, die ihn mit den Menschen verbanden.

Sein lustiges, immer fröhliches Temperament mag dazu beigetragen haben, aber wohl am meisten seine Zutraulichkeit und Menschenfreude.

Er hatte in der ganzen Umgebung keinen Feind. Selbst die auf die Sauberkeit ihrer Toreingänge so sehr bedachten Hauszerberusse drohten ihm höchstens mit dem Besen, wenn er einmal gerade vor ihrer Türe gute Sitte und Anstand vergaß.

Nach Beendigung seines Morgenspazierganges landete er pünktlich unter dem Fenster des Frühstückszimmers, machte sich durch kräftiges Bellen bemerkbar und sprang mit einem Satz, sobald man es ihm geöffnet hatte, hinein.

Beim Frühstück versuchte er sich nützlich zu machen und brachte ohne Aufforderung verschiedenes herbei, wie Zeitung, Zigarettenschachtel, Brotsäckchen, besonders gerne aber Schuhe, alles aus dem Gefühl heraus, gefällig zu sein. Er bekam dafür seine kleine Belohnung — ein Stückchen Brot oder Kuchen.

Kam dann meine Frau mit der Kaffeekanne in das Zimmer, dann lachte Rigo, lachte und trommelte mit der Rute einen fröhlichen Wirbel auf dem Teppich. War die Kanne abgesetzt, kam die Begrüßung, stürmisch und ausgelassen, und dann erst legte er sich. Den Kopf auf den Vorderpfoten, lag der Hund und erwartete den Besuch seiner kleinen Freunde: zwei Kanarienvögel, deren Bauer in der Frühstückszeit geöffnet wurde.

Das Weibchen hatte sich Rigos dichte Wolle als Lieferantin für die Innenausstattung ihres kleinen Nestchens ausgesucht und polsterte sich das weich mit Haaren, die es sich ohne Scheu aus Rigos Fell herausrupfte. Das Hähnchen saß am liebsten auf dem Kopf des Hundes und hackte und biß so lange darauf herum, bis der Hund es abschüttelte, ein Spiel, das sich endlos wiederholte und den beiden das größte Vergnügen bereitete.

Kurz vor Beendigung des Frühstücks verließ der Hund das Zimmer, kam aber gleich wieder mit seiner Ausgehleine zurück.

Und nun vollbrachte der Hund etwas, das mir bis heute rätselhaft geblieben ist.

Er setzte sich mit unfehlbarer Sicherheit zu dem von uns beiden, der die Absicht hatte, mit ihm auszugehen.

Woher Rigo das so bestimmt wußte, konnte ich nie ergründen. Meine Frau und ich kontrollierten uns oft auf das schärfste, ob wir durch irgendein Zeichen oder eine Ermunterung dem Hund verrieten, wer ihn mitnehmen wollte. Der Hund mußte Anzeichen dafür haben, die unserer Aufmerksamkeit entgingen, denn Gedanken konnte Rigo ja schließlich doch nicht lesen.

Oder verrät der Mensch den scharfen, unverdorbenen Sinnen des Tieres sogar seine Gedanken? Durch Handlungen, die so fein sind, daß sie unserer geschärftesten Aufmerksamkeit entgehen?

Ein Irrtum im Benehmen des Hundes war nicht möglich, dafür sorgte er selbst.

Nahm er an, mit mir zu gehen, so brachte er nur die Leine, bei meiner Frau aber auch noch den Maulkorb mit. Er unterschied genau — ich fuhr mit dem Wagen — meine Frau mit Stadtbahn oder Omnibus, und da war Beißkorbzwang.

Kam er von einem Spaziergang zurück, dann tat er furchtbar „müde". Irgendwo legte er sich hin und schlief und träumte, aber nicht länger, als bis zur Futterzeit.

Die mittägliche Siesta verbrachte er vor dem Hauseingang, sich lebhaft für alles Vorüberkommende interessierend.

Verließ irgendein Bekannter das Haus, so begleitete er ihn ein Stück Wegs, sei es bis zur Straßenbahn, oder beim Einholen bis zum Ladengeschäft, half auch einmal ein Päckchen tragen und erwies jedem auf seine Weise eine kleine Freundlichkeit.

Es war sehr aufschlußreich zu beobachten, wie die Zutraulichkeit und Freundlichkeit Rigos die Menschen beeinflußte.

Kam der sonst immer so eilige Großkaufmann, der über uns wohnte, herab, um mit seinem Wagen zum Geschäft zu fahren — und sprang Rigo zu ihm in das Auto — so fand der sehr beschäftigte Herr noch so viel Zeit, den Hund einmal um den Häuserblock zu fahren und wieder vor dem Hausflur abzusetzen.

Er kannte die große Leidenschaft Rigos für das Autofahren und schenkte dem Hunde gerne eine Minute seiner beschränkten Zeit.

Bei schönem Wetter saß er den ganzen Nachmittag vor der Haustüre und wartete, bis meine Frau nach Hause kam und verließ sie nicht mehr bis zum Schlafengehen.

Dann führte er jedesmal dasselbe Spielchen auf.

Sobald er merkte, daß sich sein Frauchen zum Schlafen richtete, verschwand er im Schlafzimmer und kroch unter ihr Bett. Immer nahm er an, nicht entdeckt zu werden, um dann — und das war sein höchster Wunsch — vor ihrem Bett schlafen zu können. Wurde er dann „entdeckt" und kam der Befehl „geh' auf dein Bett", so ging er zwar, steckte aber sehnsüchtig noch einige Male den Kopf zur Tür herein in der Hoffnung, doch noch bleiben zu dürfen.

Wenn ihn aber meine Frau zurückrief und die Erlaubnis zum Verbleiben in ihrem Schlafzimmer gab, dann lachte er, lachte vor höchster Wonne und Dankbarkeit.

Befand sich meine Frau einmal nachts allein in der Wohnung, so ließ er sich auch von ihr nicht aus dem Schlafzimmer vertreiben. Knurrend wehrte er jeden Versuch dazu ab. Er legte sich aber nicht, sondern blieb vor dem Bett sitzen und achtete darauf, daß die Schlafzimmertüre nicht geschlossen wurde. Schloß meine Frau doch einmal die Türe, so erzwang er das Wiederöffnen durch Kratzen und Bellen. Er wollte einen offenen Zugang zur ganzen Wohnung haben — und mehrmals wanderte er des nachts durch alle Wohnräume.

Er hielt Wache.

Sonst schien Rigo durchaus nicht wachsam zu sein. Jedenfalls zeigte er es nicht. Unter Tage konnte kommen und gehen wer wollte, ohne von dem Hund gestellt oder verbellt zu werden. Er stellte sich zwar beim Ertönen der Flurklingel an die Türe und beäugte den Eintretenden, kümmerte sich aber nicht weiter um dessen Anwesenheit.

Und doch gab mir Rigo einen Beweis seiner Wachsamkeit

und Unbestechlichkeit, wie man ihn sich schlagender nicht denken konnte.

Wir hatten eine neue Hausgehilfin bekommen — aus Bayern — vom Lande, und durchaus unbekannt mit dem Wesen der Großstadt.

Selbstverständlich warnte ich das junge Mädchen — Traudl hieß sie — vor den Zufallsbekanntschaften, die sich so leicht auf der Straße, im Kino oder Tanzlokal anzuschließen versuchen.

Der Zufall wollte, daß meine Frau kurz nach dem Eintreten des Mädchens verreisen mußte und auch ich oft mehrere Tage bei Filmaufnahmen von der Wohnung abwesend war. Das Mädel blieb deshalb oft mit Rigo allein zu Hause.

Als ich wieder einmal heim kam, erfuhr ich von dem Zeitungsmann, daß das Mädchen anscheinend einen Freund haben mußte, denn er habe sie öfter abends beim Ausführen des Hundes in Begleitung eines Mannes gesehen; auch habe er beobachtet, wie dieser mitunter dem Hund bei dem Würstlverkäufer am Hohenstaufeneck Würstl kaufte.

Ich stellte das Mädchen und sie gab ganz unbefangen zu, die Bekanntschaft eines Herrn gemacht zu haben.

„Das ist aber a ganz ordentlicher, a Schaffär is er", meinte sie und fügte hinzu: „Und den Rigo mag er a guat leid'n."

Ich ersuchte sie, mir den Mann bei nächstpassender Gelegenheit vorzustellen.

Dazu kam es aber nicht mehr.

Und dafür sorgte Rigo.

Ich mußte wieder zu meinen Filmarbeiten reisen und kehrte an einem Sonnabend unvermutet um 11 Uhr nachts heim.

Traudl war nicht im Hause, aber der Hund. Nachdem sich seine Wiedersehensfreude gelegt hatte, gingen wir beide schlafen.

Ich hatte alle meine Sachen im Schlafzimmer abgelegt — im Korridor verriet nichts meine plötzliche Ankunft. Der Hund lag wie immer in seiner Kammer.

So gegen ein Uhr wurde ich durch das Öffnen und Schließen der Wohnungstür geweckt. Traudl kam nach Hause. Ich hörte sie mit Rigo sprechen. Dann schien sie alle Zimmer zu untersuchen. Sie öffnete auch die Türe zu meinem Schlafzimmer, und da kein Licht brannte, nahm sie an, wie sie mir später sagte, ich sei nicht zu Hause.

Darauf öffnete sie leise die Wohnungstüre und gleich darauf zerriß ein scharfes, zorniges Bellen die nächtliche Stille. Rigo meldete.

Ich eilte durch den Flur zum Hauseingang. Dort stand das Mädchen schreckensbleich an der offenen Haustüre, deren Klinke sie noch in der Hand hielt. Draußen lief ein Mann durch den Vorgarten davon, und Rigo stand breitbeinig an der offenen Türe und knurrte mit gesträubtem Fell in das Dunkel hinaus.

Am Boden lag eine Bockwurst.

Daß der Mann sich nie wieder bei dem Mädel sehen ließ, und der von ihm angegebene Name und seine Adresse sich als falsch erwiesen, offenbarte am besten seine „reellen" Absichten.

Trotz „Bockwurst" und anderer Bestechungsversuche zeigte Rigo, was er unter Wachsamkeit verstand.

Auch Traudl begriff allmählich die Gefahr, aus der sie der Hund gerettet hatte. Denn daß Rigo auch in meiner Abwesenheit genau so gehandelt hätte, bewies schon sein selbständiges Eingreifen.

Sie schloß sich von da ab mit großer Liebe dem Hunde an, einer Liebe, die mit — zwar nie offen zugegeben — Hochachtung und Respekt vor der Klugheit und Unbestechlichkeit Rigos gepaart war.

Eine Äußerung des einfachen unverdorbenen Bauernmädels zu meiner Frau verriet sie aber.

„Wissen's Frau, da muß man ja grad so schaun, wie g'scheit der Rigo is'. Der kennt aber schnell, ob aner gut oder schlecht

is'. Besser wie mir Menschen. I glaab', der sieht das einem vom Aug' ab."

Und damit dürfte Traudl das Richtige getroffen haben.

*

Manches Mal verblüffte mich Rigo geradezu durch die Originalität seiner Einfälle.

Während des Aufenthaltes in unserem Sommerhäuschen holte sich Rigo von seinen vierbeinigen Dorfbekanntschaften des öfteren peinliche Beißer in das Fell. Gründlichste und häufige Reinigung half nur immer wenige Tage, dann waren die unangenehmen Fellinsassen wieder eingetroffen.

Ich beobachtete den geplagten Rigo oft, wie er sich durch wütendes Kratzen seiner Peiniger zu entledigen versuchte.

Aber es gab da Stellen an seinem Körper, denen er auch mit den akrobatischsten Körperverrenkungen nicht beikommen konnte. Auch lang andauerndes Wälzen im Gras schien nicht zu helfen.

Ich saß arbeitend vor dem Haus, beobachtete aber schon lange den Hund in seinem vergeblichen Kampf mit seinen Quälgeistern. Plötzlich erhob sich Rigo und ging an einen Lattenzaun, dessen erste Querlatte sich ungefähr in der Körperhöhe Rigos befand. Rigo stellte sich darunter und versuchte, sich an der Latte den Rücken zu scheuern. Er erreichte sie aber nicht ganz. Der Hund suchte den ganzen Zaun ab nach einer passenden Stelle, fand aber keine. Er krümmte den Rücken wie eine Katze, auch das half nicht — immer noch fehlten einige Zentimeter.

Plötzlich lief er zu seiner Hütte und schleppte den kleinen, zehn Zentimeter hohen Holzrost an, auf dem sonst sein Wassergeschirr stand, schob den Rost unter die Latte und rieb sich den geplagten Rücken mit vieler Wonne.

So unerklärlich das Verhalten des Hundes im ersten Augenblick erschien, fand ich doch bald heraus, woher der Hund wußte, wie man einen Höhenunterschied überwinden kann.

Seine Hütte stand unter den beiden Küchenfenstern. Der Rost befand sich unter dem einen Fenster. Legte das Mädchen dem Hund nun ein Stückchen Abfallfleisch auf eines der Fenstergesimse, so konnte Rigo es nur erreichen, wenn er auf dem Rost stand, am anderen Fenster aber nicht. Schnell erfaßte der kluge Hund den Wert der künstlichen Hilfe und benützte sie regelmäßig, wenn das Stück Fleisch am anderen Fenster lag.

Der Hund bewies mir durch diese kleine Handlung, daß Tiere ein starkes Erinnerungsvermögen haben und, wenn sie besonders klug sind, ihre Erinnerung auch wirklich zu verwerten verstehen.

*

Das Landleben behagte dem lebensfrohen Hund besonders. Wiesen und verkehrslose Dorfstraßen gaben Raum zu tollem Jagen und das fröhliche Temperament Rigos kam richtig zum Durchbruch.

Hier verlor er sogar seine Zurückhaltung gegen andere Hunde, die er sonst in Berlin zeigte. Ja, sein liebster Spielgenosse wurde draußen ein Schäferhund, während er diese Hundeart in der Stadt geradezu mied.

Gegenüber unserem Häuschen hielt der Besitzer einer kleinen Villa einen prächtigen Schäferhund, ein kluges Tier. Mit dem schloß Rigo Freundschaft.

Die Bekanntschaft der beiden Hunde begann mit einem heftigen Gefecht, bei dem unser Rigo bedenklich den kürzeren zog. Die enge Gemeinschaft der Dorfstraße gab für die beiden Hunde aber immer wieder neue Begegnungen, stundenlange Jagden und Erkundigungsfahrten, die sie nur zu den Zeiten des Fütterns nach Hause kommen ließen.

Ein Absperren Rigos wäre auch vergeblich gewesen, denn für Rolf, so hieß der Schäferhund, gab es überhaupt keine Hindernisse.

Der nahm mit einem Satz die anderthalb Meter hohe Hürde unseres Zaunes und befand sich in unserem Garten. Eine kurze, aber um so stürmischere Begrüßung, dann öffnete der große

Schäferhund mit einem Tatzenschlag die Gartentüre und Rolf und Rigo verschwanden in die beseligende, immer zu neuen Erlebnissen und Streifen reizende dörfliche Welt.

Einmal hatte sich Rigo bei einer der verwegenen Jagden das Auge verletzt und mußte einen den ganzen Kopf verhüllenden Verband tragen. Während des Heilungsvorganges wurde der Hund nach Möglichkeit von der Straße ferngehalten — aber er verstand es doch, in einer aufsichtslosen Minute zu entwischen.

Als ich den Hund vermißte, suchte ich ihn und fand ihn auch bald an einem Sandhaufen beschäftigt, den im Balgen mit Rolf gelösten Verband zu vergraben.

Mit Pfoten und Nase arbeitete Rigo, um die ungefähr drei Meter lange Mullbinde im Sande zu verscharren. Dies gelang ihm nur teilweise, da das letzte Stück mit mehreren Sicherheitsnadeln um seinen Hals befestigt war.

Ich verbarg mich hinter einem Haufen Ziegelsteine, um den Hund unbemerkt zu beobachten. Dieser betrachtete nun mit schiefgehaltenem Kopf sein Werk, drehte sich darauf um und scharrte mit den Hinterbeinen noch etwas Sand auf den Verband. Dann verließ er den Schauplatz seiner Tätigkeit und zog dabei mit jedem Gang den Mullstreifen mehr und mehr aus dem Sandhaufen hervor.

Plötzlich merkte Rigo, daß irgend etwas an der Sache nicht stimmte. Mit einem scharfen Ruck wendete sich der Hund um und sah mit sichtbarer Verblüffung den wieder vorhandenen Verbandstreifen.

Heftige Wut packte den armen Kerl — er riß und zerrte an der Mullbinde, schüttelte sie zornig in der Luft umher — raffte alles wieder zusammen und begann seine vergebliche Arbeit von neuem. Er mußte schon wiederholt versucht haben, den Verband einzugraben, wie die Grabspuren auf dem Sandhügel bewiesen.

Als er dieses Mal mit der Arbeit fertig war, ging er, im Gegensatz zu vorher, rückwärts von der Grabstelle weg. Er wollte anscheinend sehen, warum er den unheimlichen weißen

Streifen nicht los wurde. Und wie der nun wieder aus dem Sandloch hervorkam, da war der Hund mit seiner Klugheit zu Ende.

Zitternd legte er sich nieder, leise Winseltöne kündeten seine Hilflosigkeit, und nie sah ich Rigo dankbarer um mich herumspringen, als ich ihn endlich aus der ihm unfaßbaren Lage durch mein Erscheinen befreite.

An diesem verzwickten und schwierigen Vorfall sah ich den Hund zum erstenmal versagen. Sein großer Scharfsinn, seine oft erprobte Klugheit scheiterten und halfen dem Hund nicht zur richtigen Lösung.

Es fehlte die Erfahrung — und damit bewies mir auch dieser kluge Hund, daß Tiere nicht denken können, wo sie vor Ereignissen oder Entschlüssen stehen, für die ihre eigene erlebte Erfahrung, oder auch die von ihren Vorfahren ererbte, keine Vorbilder aufzeigt.

Darum ist für mich das Gehabe um Quadratwurzeln lösende und über Weltanschauung diskutierende Hunde ein vollendeter Unsinn, besonders dann, wenn ich denselben Hund, der eben tiefsinnige Klopf- und Bellgespräche führt, dabei erwische, wie er auf blankem Parkett einen Knochen vergraben will oder sich auf dem Teppich ein Nest tritt.

Man komme mir nicht mit der Erklärung, daß solche Handlungen alte Überlieferungen — Instinkthandlungen — seien. Hunde, die angeblich den Unterschied zwischen Goethe und Schiller kennen, die über die „Wetterlage" sprechen, müßten auch den Unterschied zwischen einem Waldboden und dem Parkettboden kennen.

Die Vermenschlichung des Tieres ist eine Sünde am Tier. Das Tier, das „denken" kann, ist für seine Handlungen verantwortlich. Der Mensch, der an das denkende Tier glaubt, unterlegt ihm Möglichkeiten, die nicht im Wesen des Tieres vorhanden sind und raubt ihm das Recht — das natürliche Recht — sein Leben so zu leben, wie es ihm Veranlagung, Rasse und Charakter vorschreiben.

Ich will das an einem Beispiel klarlegen. Man stelle sich eine „denkende" Katze vor, mit der man sich soeben über die Bedeutung der Waldvögel bei der Bekämpfung schädlicher Insekten „unterhalten" hat — und warum soll man sich auch nicht darüber mit ihr unterhalten —, und nun geht die gute Mieze hin und holt sich schnell zwei dieser nützlichen Vögel zum Frühstück vom Baum herab. Glaubt man an das „denkende" Tier, dann ist in diesem Falle die Katze voll verantwortlich für ihre böse Tat und man müßte dieses bösartige Tier streng bestrafen.

Glaubt man aber nicht daran, dann muß man der Katze, diesem in freiwilliger Gesellschaft mit dem Menschen lebenden und zahmgewordenen Raubtier, ihre Meinung vom Vogelfang lassen.

Man kann sie daran hindern — aber man darf sie nicht dafür bestrafen, nicht verantwortlich machen.

Ich glaube, der liebe Herrgott hat schon an seinen Erfahrungen mit dem einen denkenden Wesen — Mensch genannt — genug und hat dafür die anderen Kreaturen mit der herrlichen Gabe wunderbarer Sinne beschenkt; Sinne von einer Schärfe, mit der die der menschlichen Sinnesorgane nie verglichen werden kann.

Warum sind die Menschen nicht zufrieden mit dem Gabenreichtum, den ihnen die Tierwelt schenkt: Schönheit, Anmut und Kraft, Dienstbereitschaft und Arbeitshilfe, Gehorsam und Treue und Zutraulichkeit und Freundschaft. Und das alles im reichsten Maße und in tausendfältigen Formen.

Durch mein Leben sind zahlreiche Tiere aller Arten gewandelt — Löwen und Tiger, Hunde und Katzen, Elefanten und Affen und viele andere — aber bei keinem von allen hatte ich den Wunsch, es möge sprechen und denken können. Ich bin der Meinung, wenn die Tiere denken könnten, dann würden wir Menschen schnell etwas verlieren — etwas, das ich für eine Köstlichkeit halte — die Freundschaft des Tieres.

Mir war mein nicht „denkender" Pudel Rigo, in seiner durch

keine „Gedanken" beschwerten, ausgelassenen Fröhlichkeit und arglosen Zuneigung, durch seine zwar gedankenlosen, aber harmlos lustigen Streiche, lieber als ein „denkendes", langweiliges, durch Dressur und Abrichtung um seinen eigenen Lebenswillen betrogenes Tier.

Kurz vor dem Abbruch unseres Sommeraufenthaltes leistete sich Rigo einen tollen Streich, dessen Anlage und Ausführung die ausgebildete Kombinationsgabe des schlauen Tieres bewies.

Ich konnte den ganzen Vorgang, vom Hunde unbemerkt, verfolgen.

Es war gegen fünf Uhr nachmittags — ich lag lesend in meiner Hängematte, die ein nicht zu dichtes Fliedergebüsch gegen Sicht von der Straße her schützte.

Rigo lag an der offenen Gartentüre und beobachtete die Vorgänge auf der Dorfstraße. Unser Sommerhaus stand in einem gemeinsamen Hofe mit einem kleinen Bauernhaus, dessen Besitzer mir das Wohnhäuschen vermietet hatte. Uns gegenüber, auf der anderen Straßenseite, stand die kleine Villa, die Heimat des Schäferhundes Rolf, Rigos großem Freund. Auf beiden Seiten wurde die Straße von einem schmalen, wasserlosen Graben gesäumt, den jeweilig einige Bretter an den Garteneingängen überbrückten.

Ich erlebte nun von meinem Versteck aus, ungesehen von den Mitwirkenden, ein köstliches Spiel.

Die Dorfstraße herunter ging die Frau unseres Hauswirtes, eine große, stattliche Bäuerin. Zwischen ihr und Rigo bestand eine festgefügte Freundschaft. Sie empfand die Anwesenheit des Hundes auf ihrem Hof als sicheren Schutz, und der Inhalt mancher Milchkanne verschwand in Rigos Futterschüssel.

Rigo sprang ihr entgegen und begrüßte sie, wie immer, durch sanftes Anstoßen mit der Nase. Die Frau konnte ihn aber diesmal nicht streicheln, da sie in beiden Händen eine große Schüssel frischgemachter Würste trug.

Rigo begleitete seine Freundin, vom Duft der Würste gelockt, mit hochgehobener, schnuppernder Nase bis an das Haus.

Dort stieg die Bäuerin eine Außentreppe hinauf, die zu einem kleinen, luftigen, als Vorratskammer dienenden Raum führte. Gereizt durch die herrliche Duftfahne der Würste, folgte ihr Rigo noch über die halbe Treppe.

Die Frau stellte die Schüssel in der Kammer ab, klinkte die Türe einfach zu, ohne sie zu verschließen, stieg die Treppe herunter. Rigo folgte ihr, blieb aber unter der Stiege stehen und verfolgte die Frau mit den Augen, bis sie in der Küche verschwand.

Mit hochgerecktem Fang und krauser Nase, den Blick nach der wurstverbergenden Tür, stand er einige Zeit — um dann, wie von einem Magnet angezogen, die Treppe hinaufzusteigen. Oben versuchte er die Türe nach seiner Weise, durch Kratzen und Gegenstemmen, zu öffnen, auf andere Art — durch Herabdrücken der Klinke — konnte er es nicht. Bald war er von der Aussichtslosigkeit seiner Bemühungen überzeugt und setzte sich vor der Türe auf die Hinterpfoten — mit schiefgehaltenem Kopf — scheinbar über eine Lösung nachgrübelnd.

„Wie komme ich da hinein."

Eine andere Deutung ließ der Gesamteindruck des Hundes nicht zu.

Mit einmal stand er auf und lief schnell die Treppe herab und durch den Garten zu der gegenüberliegenden Villa.

Dort lag auf dem Treppenvorplatz Rolf in der warmen Nachmittagssonne. Durch lautes Bellen kündete Rigo dem schläfrigen Freunde seine Anwesenheit. Der fuhr aus seiner Siesta auf, sprang mit einem Satz die Treppe herunter, öffnete sich mit der Pfote die Vorgartentüre und stand vor Rigo.

Der lief nun wieder in unseren Garten zurück bis an die Treppe. Rolf folgte ihm ohne Zögern — dann ging's schnell die Treppe hoch, und nun bekam auch Rolf den herrlichen Duft der Würste in die Nase und begriff schnell, um was es sich hier handelte.

Ihm gab die eingeklinkte Türe kein Rätsel auf, ein Pfotenhieb — und der Weg zum Paradies stand offen.

Ich hätte mit einem Ruf den „Mundraub" unterbinden können — ich muß mit Schanden gestehen, daß ich es unterließ. Die beiden Hunde kamen jeder mit einer Wurst im Fange heraus — huschten die Treppe herab und verschwanden — o Macht des schlechten Gewissens — im Straßengraben unter einer der kleinen Bretterbrücken.

Ich rief ihnen ein lautes „Mahlzeit" zu und bezahlte den Schaden, zugleich aber auch ein Vorhängeschloß — denn Vorsicht war in Zukunft geboten.

Nebenbei — Rigo stahl sonst nie — in Küche und Haus nicht — es mußte also die Verführung schon zu groß gewesen sein.

Seine Menschenfreundlichkeit und sein zutrauliches Benehmen, vor allem aber seine entwaffnende Natürlichkeit, halfen Rigo aus manchen unangenehmen Situationen heraus. Besonders bei Fahrten in der Eisenbahn konnte ich viele lustige Zwischenfälle mit meinem Hund erleben.

Auf der Strecke zwischen München und Berlin kannten die meisten Zugführer und Schaffner Rigo. Und da sie von seiner Harmlosigkeit überzeugt waren, wurde mir immer gestattet, den Hund in das Abteil mitzunehmen.

Wenn es irgendwie ging, suchte ich ohnehin ein leeres Abteil auf. Schon aus Rücksicht auf alle jene Menschen, die sich vor Hunden fürchten — sogenannte Hundeangst haben —, und das sind leider nicht wenige.

Daneben gibt es aber noch eine Gattung Menschen, die einfach Hunde nicht „leiden" mögen, die sich in ihrer Menschenwürde beleidigt fühlen, wenn sie mit einem Hunde zusammen dieselbe Luft eines Zugabteils atmen müssen, für die der Hund ein „schmutziger Köter" ist.

Arme Irre.

Diese Sorte mied ich nach Möglichkeit.

Doch einmal ging es leider nicht anders. Ich konnte meinen Platz nicht besser wählen. In letzter Minute kam ich mit dem Hund zum Zug und fand noch ein Abteil II. Klasse, in dem

nur ein Herr Platz genommen hatte. Alle anderen waren mit drei oder vier Personen besetzt.

Der Zug fuhr schon an, als ich das Abteil betrat. Der Herr musterte mich und den Hund mit kritischen Blicken. Ich witterte schon den Tierfeind in ihm und sollte mich auch nicht getäuscht haben.

„Soll dieses Vieh vielleicht hier in dem ‚Kupee' bleiben?" fuhr er mich ohne Einleitung und Dank auf meinen Gruß an.

„Vorläufig schon," gab ich ihm zur Antwort.

„So, das woll'n wir aber erst feststellen," knurrte er: „da hab ich auch noch ein Wört'l zu reden."

Um ihn zu beruhigen, gab ich ihm zu verstehen, daß ich versuchen wolle, den Hund im Dienstabteil unterzubringen, falls ich keinen anderen Platz für mich und den Hund finden sollte.

„Fürchten Sie sich vielleicht vor dem Hund?" fragte ich ihn vorsorglich.

„Fürchten, ja was glauben denn Sie, ich bin doch kein altes Weib. Aber der Hund gehört nicht da herein, verstehn's mich, das ist doch kein Viehwagen. Ich fahr doch nicht zweiter Klasse, um dann mit einem Hund zusammen zu sitzen."

Diese etwas lange Rede schien ihn heiß gemacht zu haben. Er holte sein Taschentuch, ein schönes blaues, von der Größe eines kleinen Tischtuches, hervor und trocknete sich die Stirne.

Dabei fiel ihm eine Schlüsseltasche zu Boden. Rigo erhob sich von seinem Platz zu meinen Füßen, nahm die Tasche auf und hielt sie dem schimpfenden Mann unter die Nase, legte dabei, wie es seine Gewohnheit war, eine Pfote auf das Knie des Eigentümers der Tasche, um ihn auf den Verlust aufmerksam zu machen.

Meinem liebenswürdigen Reisegenossen blieb die Sprache weg. Überrascht starrte er auf Rigo und die Schlüsseltasche in dessen Fang.

„Sie, Herr Nachbar, beißt der auch nicht?" frug er mich.

„Nein," beruhigte ich den Mann, dessen ängstliche Frage mir die Gründe seines vorhergehenden Verhaltens ohne weiteres

enthüllte. „Nein, der beißt nicht, Sie können ihm die Tasche ruhig abnehmen."

Der tat dies darauf mit zaghafter Hand und murmelte dabei: "Ah da schau her —"

Lange Pause—

Dann kam es in freundlicherem Tone aus dem vorher so polternden Munde: „Sie, Herr Nachbar, nichts für ungut, bleiben's nur ruhig da herin, das ist ja ein ganz braver Hund und g'scheit, ja sehr g'scheit ist er auch."

Rigos kleine Freundlichkeit hatte diesen Mann schnell umgewandelt. Unverständlich blieben mir nur die Worte meiner Reisebekanntschaft beim Aussteigen:

„Das müssen's aber selber zugeben, lieber Herr Nachbar, so ein Viech merkt doch gleich, ob einer Tiere gern hat oder nicht."

Bei diesen Worten fuhr er Rigo streichelnd über Kopf und Rücken, ließ sich „Pfötchen" geben und benahm sich so, als hätte er niemals Furcht oder Abneigung vor Hunden gehabt.

Wenn Rigo jetzt gelacht hätte, so würde auch ich an den denkenden Hund geglaubt haben. Aber Rigo war nur klug und lachte nicht.

Ein anderes Mal entschied die feine Nase Rigos einen Streit um einen Platz. Ich bestieg in Augsburg den von München kommenden vollbesetzten Schnellzug nach Berlin. In einem Abteil II. Klasse wurde ein Platz frei — ein Herr verließ den Zug. Außer mir befanden sich noch vier Personen im Abteil. Allein der Platz mir gegenüber an der Türe war nicht besetzt. Nur eine Zeitschrift lag auf dem Polster.

Ich fragte vorsichtigerweise, ob jemand gegen die Anwesenheit des Hundes wäre, bekam aber nur zustimmende Antworten. Rigo setzte sich zwischen meine Beine, sein Kopf lag auf einem meiner Kniee.

Der Zug fuhr schon gut fünf Minuten, als ein Herr das Abteil betrat — ohne Gruß — seine Handtasche auf das Gepäcknetz warf und sich, ohne zu fragen, auf den freien Platz setzte. Dann zog er aus der einen Tasche ein Buch in grellbuntem Umschlag,

aus der anderen ein kriegsstarkes Schinkenbrot, streckte die Beine rücksichtslos vor sich hin, trat dabei Rigo auf die Rute und gab sich dem doppelten Genusse des Lesens und Kauens hin.

Ich betrachtete diesen freundlichen Volksgenossen etwas näher. Er mochte ungefähr dreißig Jahre alt sein. Sein rotes, derbes Gesicht wurde von einem geradezu aufregend lächerlichen Haarschopf gekrönt. Der Gesamteindruck paßte ausgezeichnet zu seinem Benehmen.

Nach ungefähr zehn Minuten kam ein junger Mann in das Abteil. Höflich machte er den zuletzt gekommenen Fahrgast aufmerksam, daß er sich diesen Platz belegt habe.

„Wieso?" frug der.

„Ich habe meine Zeitung auf den Platz gelegt", gab ihm der Mann zur Antwort.

„Was heißt hier Zeitung — ich höre immer Zeitung — mit einer Zeitung belegt man keinen Platz."

„Ich hatte leider nichts anderes zur Verfügung. Ich war der erste im Abteil und bis jetzt im Speisewagen."

„Das kann jeder sagen", schrie nun der andere und sprang vom Sitz auf.

„Aber da liegt doch meine Zeitung!"

„Nun hören sie mir mit der Zeitung auf. Das müssen Sie mir erst beweisen, daß das Ihre Zeitung ist."

Ich hatte während des Streites meinen Rigo beobachtet. So oft das Wort Zeitung erklang, hob er lauschend den Kopf.

Das Wort war ihm doch zu vertraut. Brauchte ich doch nur „Zeitung" zu sagen, so holte er sie mir immer, wohin ich sie auch gelegt hatte.

Die beiden Streitenden standen nun auf dem Korridor, ihr Zank ging weiter und wieder fiel das Wort „Zeitung". Da stand Rigo auf, beschnupperte die gegenüberliegende Zeitung und wollte sie schon mir geben, da mußte ihm die fremde Witterung der Zeitung zum Bewußtsein gekommen sein — er ging zu dem jungen Mann, stieß ihn mit der Pfote an und hielt ihm die umstrittene Zeitschrift hin. Damit war der Streit entschieden. Der

andere verließ, ohne uns auch nur eines Blickes zu würdigen, das Abteil. Rigo aber bekam zum Abschied noch ein häßliches Schimpfwort, das aber anscheinend nicht in Rigos Wortschatz enthalten war und folglich ohne Wirkung blieb.

Großartigen Beifall und stürmische Anerkennung holte sich Rigo einmal durch seine gute Apportarbeit und dazu einen süßen Dank, um den ihn alle Umstehenden beneideten — das heißt — soweit sie männlichen Geschlechts waren.

Im Sommer 1934 fuhr ich mit Rigo von Berchtesgaden nach Reichenhall. Der Zug war dicht besetzt, und ich benutzte das Abteil für Reisende mit Hunden und Traglasten. Unser Zug, ein sogenannter Milchverlader, hielt auf jedem Bahnhof ziemliche Zeit an, bis die leeren Milchkannen ausgeladen und die vollen eingebracht waren.

Da kein Sitzplatz frei war, stellte ich mich mit Rigo an ein offenes Fenster. Jedesmal, wenn der Zug anfuhr, hob sich Rigo auf die Hinterbeine, klammerte sich mit den Vorderpfoten am Fensterrahmen fest und steckte die Nase in die vorbeiziehende Luft hinaus.

In Winkl stieg ein junges Mädchen zu uns ein. Ihren Sonnenschirm und schönen, sichtbar neuen Florentiner Hut hing sie dicht am offenen Fenster an einen Gepäckhalter auf. Der Zug war noch ungefähr zwei bis drei Kilometer von Hallturm, der nächsten Haltestelle, entfernt, da öffnete ein Fahrgast das auf der gegenüberliegenden Seite befindliche Fenster, und schon war das Unglück geschehen. Der starke Luftzug riß den Hut und Schirm zum Fenster hinaus. Rigo erwischte durch schnelles Zupacken den Schirm, der Hut aber flog fröhlich neben dem Zug einher und fiel, weithin sichtbar, wie eine große Blume auf das niedrige Gras des Bahndammes.

„Mein schöner Hut!" schrie die Besitzerin des Hutes erschreckt und fassungslos über ihren Verlust.

„Den krieg'ns schon wieder, den hol'ns Ihna halt in Hallturm," tröstete sie ein freundlicher Bauernbursche in sonntäglicher kurzer Wichs.

„Aber der Zug hält doch nicht so lange."

„Ja, dann fahr'ns halt mit dem nächsten weiter," riet ihr der Tröster.

„Das geht doch nicht, ich werde doch in Reichenhall erwartet."

„Der wart' scho. Auf so a schön's Mad'l, da wart' scho' noch jeder gern a Stünderl."

Das „Mad'l" schien das aber zu bezweifeln, denn nun tröpfelten ihr doch ein paar Tränen auf die helle Bluse.

Da beschloß ich, ihr zu helfen, jedenfalls wollte ich es versuchen. Ich bat sie, sich zu Rigo herabzubeugen und ließ den Hund Witterung von ihrem Haar nehmen.

Der Zug hielt an. Ich führte Rigo auf den Bahndamm, zeigte ihm die Richtung, in der er laufen sollte und gab den Befehl: „Such — such".

Rigo schoß davon mit fliegenden Ohren und wehender Rute und verschwand an der Gleisbiegung. Alle Insassen des „Hundeabteils" standen in höchster Erregung auf dem Bahnsteig.

Bringt er ihn — oder bringt er ihn nicht?

Minuten vergingen — die Spannung wuchs und auch die Zuschauermenge. Drastische Zwischenrufe wurden hörbar.

Ein Zweifler meinte: „Was tun's jetzt, Fräulein, wenn der Hund bis nach Berchtesgaden in die Wohnung von seinem Herrn läuft und bringt Ihnen einen Hut von dem Herrn?"

Ein anderer riet dem Mädchen: „Fahren's nur lieber gleich nach Reichenhall und kauf'ns Ihna dort an neuen."

Ich blickte von Zeit zu Zeit nach den Milchkannen, die immer mehr in dem Güterwagen verschwanden. Allmählich wurde auch mir etwas bänglich zumut. Sollte ich dem Hund doch zu viel abverlangt haben? Und schon machte ich mich in Gedanken darauf gefaßt, meine Fahrt unterbrechen zu müssen.

Die letzte Milchkanne wurde eingeladen, der Schaffner kam: „Einsteigen, Platz nehmen, meine Herrschaften, wir werd'n gleich abfahren."

Da — ein lauter Schrei —

„Er kommt."

„Und den Hut hat er auch."

Rigo erschien an der Gleisbiegung. Keuchend kam er dahergesaust, den Hut im hochgehobenen Fang. Dann stand er vor mir und bot mir den Hut.

Die Zuschauer brachen in laute Beifallsrufe aus. Ich nahm ihm den Hut ab, wischte die Fangspuren weg und gab ihn seiner Besitzerin. Rigo saß keuchend und mit hängender Zunge, umringt von einer ihn mit den höchsten Schmeicheleien und Anerkennungsrufen auszeichnenden Menschenmenge. Nur das kleine Fräulein stand ganz still neben dem Hund. Aber plötzlich beugte sie sich zu ihm nieder, drückte seinen Kopf an ihre Brust, und dann küßte sie ihn mitten auf die schwarze Nase.

Der Zug bekam reichlich drei Minuten Verspätung, aber das schien nicht wichtig zu sein, denn der Schaffner rief ganz freundlich: „So, meine Herrschaften, jetzt fahr'n mir wieder weiter."

Der Bursche in der „Kurzen Wichs" aber rief dem nun wieder fröhlich gewordenen „Mad'l" beim Abschied zu: „Wenn i g'wußt hätt', daß Sie so lieb sein könna, dann hätt' i selber den Hut g'holt."

Wozu es nun aber leider zu spät war.

So gefällig und freundlich sich Rigo zu Menschen benahm, die ihm sympathisch waren, ebenso abweisend und verschlossen stand er allen ihm unangenehmen Personen gegenüber. Mit nie irrendem, unheimlich sicherem Instinkt unterschied er zwischen gut und bös in seiner Meinung.

Falschheit und heuchlerische Freundlichkeit durchschaute er sofort, und manches Mal behütete und warnte mich der Hund vor Menschen, deren wirklichen Charakter meine Ahnungslosigkeit noch lange nicht erkannt hatte.

Je älter der Hund wurde, um so schärfer und klarer arbeitete sich seine Menschenkenntnis heraus.

Im Herbst 1935 begleitete mich Rigo auf meinen Erholungsurlaub nach einem der bayerischen Gebirgsseen. In einem kleinen Fischerort nahm ich Wohnung. Wir zwei Unzertrennlichen

waren in dem alten Dorfgasthof gut bekannt und aufgehoben. Eine fröhliche und weidgerechte Fischergilde traf sich dort, und der abendliche Stammtisch bog sich oft unter der ungeheuerlichen Last „lateinischer Märchen".

Rigo war der einzige Hund im Kreise der Jünger Petris, genoß aber sportliches Ansehen ob seines zünftigen Benehmens und hatte auf der Ofenbank seinen ein für allemal zugebilligten Stammplatz. Rigo hatte sich die volle Anerkennung der Fischer durch seine Gefälligkeit und Brauchbarkeit errungen.

Stundenlang bewachte er das gemeinsame Boot mit seinem kostbaren Inhalt an Gerten, Rucksäcken und Mundvorrat. Nie vergriff er sich am Frühstückskorb, brachte auf Zuruf die vergessene Zigarettenschachtel oder anderes, ging niemals gerade dort ins Wasser, wo einer der Fischer den Fisch belauerte — benahm sich also so weidgerecht, wie es der Sport verlangte.

In unseren harmonischen Kreis trat eines Abends eine Neuerscheinung — ein im alten Dorfkrug bisher noch nie gesehener Gast. Als wir uns abends nach vollbrachtem Weidwerk wieder um den großen runden Tisch versammelten, saß am Nebentisch ein Herr beim Abendessen. Interessiert lauschte er unseren durchaus „wahren" Berichten über den Verlauf der Fischjagd und lachte mit uns über unsere Scherze. Die bayerische Gastlichkeit ließ es nicht zu, den Mann allein an seinem Tisch sitzen zu lassen.

„Kommen Sie doch zu uns rüber," hieß es bald, „da ist ja noch Platz für Sie."

Er kam, stellte sich mit sicherem, gewandtem Benehmen als erholungsbedürftiger Ingenieur vor und setzte sich neben Rigo auf die Ofenbank.

„Du bist ein schöner Kerl," schmeichelte er Rigo und wollte ihm streichelnd über den Kopf fahren.

Rigo zog die Oberlippe hoch und entblößte den Fang. Ein leises Knurren warnte den neuen Gast in unserer Runde.

Der Herr zog die Hand zurück und wandte sich zu uns: „Aha, der merkt, daß ich nicht zu Ihnen, zur Zunft, gehöre."

Wie recht er damit hatte, sollten wir erst später erfahren.

„Wir werden uns schon noch vertragen, nicht wahr, Kleiner?" redete er auf den Hund ein.

Der bewies aber sofort das Gegenteil, sprang von seinem Sitz herab und setzte sich dicht zu mir hin.

Das in diesem Kreise noch nicht vorgekommene ablehnende Verhalten Rigos fiel allen Umsitzenden auf. Eine kleine, peinliche Pause im vorher so eifrigen Gespräch trat ein, bis einer mit einem Scherzwort die Stimmung wieder hob.

„Das ist halt ein Berliner, der Hund, Herr Ingenieur, der möcht am liebsten einen Tisch für sich allein haben."

Damit war der Vorfall vergessen.

Rigo änderte seine Ablehnung des neuen Gastes auch in den folgenden Tagen nicht. Im Gegenteil, seine Abneigung verschärfte sich von Tag zu Tag.

Der Ingenieur begleitete uns oft als Zuschauer auf unseren Fischfangfahrten, half uns Gepäck und Beute tragen, erbot sich wiederholt Wache zu halten am Boot oder Lagerplatz, und machte sich freundlich und unaufdringlich nützlich, wo er konnte. Wir vertrauten ihm ohne irgendeinen Argwohn, und manche Brieftasche, die in der kurzen Hose keinen sicheren Platz fand, blieb in den abgelegten Kleidungsstücken am Lagerplatz oder Boot zurück.

Ich stand einmal am späten Nachmittag an einem kleinen Bergbach, auf Forellen fischend, als ich den Ingenieur am anderen Ufer auf unseren Lagerplatz zugehen sah. Weiden und Haselgebüsch verbargen mich seinen Blicken. Rigo lag neben mir im Gras. Auch er hatte den Vorübergehenden gewittert, erhob sich und ließ ihn nicht aus den Augen. Plötzlich sprang er in das Wasser, durchschwamm den Bach und raste in der Richtung des Lagers davon.

Lautes, scharfes, sehr drohend klingendes Gebell durchschnitt die Stille des Nachmittags.

Ich watete durch den Bach und konnte nun den Lagerplatz übersehen.

Der „Herr Ingenieur" stand an meinem Rucksack, Rigo aber vor ihm, drohend und sprungbereit sandte er seine Warnung aus. Als der Mann mich erblickte, lief er schnell davon. Ich sah deutlich, wie er im Laufen etwas zu Boden fallen ließ. Durch das Gebell aufmerksam geworden, kamen auch noch meine beiden Sportkollegen von ihren Ständen herbei. Der Flüchtende lief auf sie zu und erzählte, er hätte uns besuchen wollen, der Hund ihn aber am Lager angefallen, worüber er die „Nerven" verloren hätte.

Rigo aber brachte das, was der armselige Wicht wirklich „verloren" hatte, das heißt fallen ließ: die Brieftasche meines Sportfreundes.

Wir ließen den Mann gehen — wir schämten uns ob unserer Vertrauensseligkeit. Wir alle hatten die eindeutige Warnungssprache des Hundes nicht verstanden. Wir ließen uns täuschen, Rigo aber nicht —.

Wie wir später durch recherchierende Polizei erfuhren, war der „Herr Ingenieur" kurz vor seinem Eintreffen bei uns aus dem in der Nähe des Sees liegenden Strafgefängnis Landsberg am Lech entlassen worden.

Als wir uns am Abend wieder um den Stammtisch versammelten, nahm Rigo ganz selbstverständlich seinen alten Platz auf der Ofenbank ein, den er während der Anwesenheit des „Ingenieurs" gemieden hatte. Ruhig ließ er sich die Lobreden der Umsitzenden gefallen, nur als ihm der Eigentümer der wiedergefundenen Brieftasche eine große Wurst spendierte — lachte er — wie er es bei allen freudigen Erlebnissen zu tun pflegte. Lachte, mit hochgezogenen Lefzen und krauser Nase. Ob er wegen der Wurst oder über unsere Leichtgläubigkeit lachte, darüber war am Stammtisch keine Einigkeit der Ansichten zu erzielen.

*

Rigo war ein eindeutiger Gegner aller Kunststückchenmacherei. Er „produzierte" sich nie, sondern zeigte seine vielseitigen Kenntnisse nur dann, wenn ihre Vorführung einen

Sinn hatte, einem praktischen Zweck diente. Schaustellen seiner kleinen Künste lehnte er grundsätzlich ab. „Schön machen" oder „Bitten" tat er nur, wenn er selbst etwas damit erreichen wollte. Kommandieren ließ er sich nie dazu, von mir nicht oder sehr selten, von Fremden schon gar nicht.

Gab er jemand das „Pfötchen", so geschah es entweder zur Begrüßung, oder um sich eine Liebkosung oder einen Leckerbissen zu erbetteln. Vielleicht auch noch, um jemand auf irgendetwas aufmerksam zu machen.

Er kannte deutlich den Unterschied zwischen Zweckdienlichem und leerer Spielerei und erteilte manchem Aufdringlichen eine gründliche Abfuhr.

Der Hund arbeitete in vielen meiner Filme mit und zeigte während der Filmarbeit Zuschauern und Mitwirkenden seine vielseitigen Kenntnisse und ihre bereitwillige Ausführung. Natürlich reizte seine saubere Arbeit die Beteiligten oft, in den Pausen dem Hund weitere Produktionen abzuverlangen.

Einmal hatte Rigo in der Nachvertonung eines Films die Aufgabe, die im stummen Film sichtbaren Bellbewegungen durch Bellaute hörbar zu machen. Jedesmal, wenn im Bild ein bellender Hund zu sehen war, gab ich ihm durch Erheben des Fingers ein Zeichen, und sofort antwortete er durch lautes, präzises Bellen. Wortkommandos waren, da es sich um einen Tonfilm handelte, verboten, und das schnelle und genaue Reagieren des Hundes auf die Fingerbefehle erregte die Bewunderung der Zuschauer.

In der Pause saßen wir alle in der Kantine beim Mittagessen. Rigo strolchte durch den kleinen Speisesaal, nach alter Gewohnheit seine Freunde begrüßend. Und nun entwickelte sich ein eifriger Wettstreit unter den Kantinengästen. Jeder wollte sich als „Dompteur" aufspielen, und Rigo konnte sich vor erhobenen Fingern, die ihn zum Bellen veranlassen sollten, kaum retten.

Einer benahm sich besonders zudringlich. Er holte sich Rigo am Halsband, zwang ihn zum Sitzen und fuhr Rigo mit erhobenem Finger vor der Nase herum.

Rigo blieb ganz ruhig, aber stumm, sitzen und betrachtete sich den Mann mit schief gehaltenem Kopf. Plötzlich aber fuhr er hoch und sandte dem völlig Überraschten eine Salve scharfer, drohender Laute in das Gesicht, worüber der vor Schreck auf seinen Stuhl fiel. Dann wendete sich der Hund ruhig um und ging gelassen zur Küchentüre — blieb dort stehen, blickte noch einmal in den Speisesaal und verschwand mit fröhlichem Bellen in die Küche zu seinem Futter.

In vielen meiner zahlreichen Tonfilme half mir Rigo durch sein zuverlässiges Arbeiten und das rasche Erfassen einer ihm einige Male gezeigten Folge von Handlungen. Doch niemals konnte ich dem Hund etwas abverlangen, das gegen seine Lebenserfahrung ging. Darin zeigte er eine so unerschütterliche Konsequenz in der Ablehnung, daß nichts, keine Schmeichelei, keine Drohung ihn zur Ausführung eines derartigen Befehls bewegen konnte.

Besonders eindringlich erinnere ich mich noch an einen Vorfall während der Aufnahmen zu dem Film „Aus dem Leben des Großstadthundes".

Rigo und ich zeigten in dem Film das richtige und falsche Verhalten von Mensch und Hund im Großstadtverkehr. Bei den Aufnahmen eines Bildes dieses Films versagte Rigo vollständig. Ich weiß nicht recht, ob „Versagen" der richtige Ausdruck für sein Verhalten war, ob man nicht besser sagen sollte, der Hund belehrte mich über die Grenzen des menschlichen Einflusses auf den Willen des Tieres.

Es gibt da eine Grenze, wo Menschenwille an der Unbeugsamkeit des tierischen Charakters scheitert, wo nichts, aber auch gar nichts, ein Tier zu einer Handlung zwingen könnte, die das Tier durch Instinkt oder langjährige Gewohnheit als falsch, widersinnig oder gefährlich erkannt hat.

Die einzige „Erziehung" oder „Schulung", die ich Rigo angedeihen ließ, diente der Einhaltung einer straffen, klaren Straßendisziplin. Ich wollte das mir so lieb gewordene Tier vor den Verkehrsgefahren schützen.

Unter keinen Umständen duldete ich darin Nachlässigkeit oder Ungehorsam. Rigo begriff sehr schnell, um was es sich hierbei handelte und besonders eindringlich dann, als ihm einmal ein Auto eine starke Fleischwunde riß.

Während der Arbeit in dem Film „Großstadthund" verlangte ich nun von Rigo ein vollkommen falsches, seiner Erziehung und Erfahrung entgegengesetztes Verhalten auf der Straße. Und da streikte er, weigerte sich in so eindeutiger und dabei rührender Abwehr gegen mein ihm unverständliches Verlangen, daß ich mich wohl immer daran erinnern werde.

Ich wollte unter anderem eine der gefährlichsten Unsitten gedankenversunkener Hundebesitzer zeigen.

Ein Mann geht mit seinem freilaufenden Hund auf dem Gehweg und begibt sich nun, ohne auf seinen Hund zu achten, auf die andere Straßenseite. Plötzlich merkt er, daß ihm sein Hund nicht gefolgt und sich noch drüben am Gehweg befindet. Nun ruft er ihn, ohne auf den Verkehr zu achten, zu sich heran. Der Hund läuft, dem Befehlsruf seines Herrn folgend, über die Straße und gerät vor einen anfahrenden Kraftwagen, der, um den Hund nicht zu überfahren, scharf abbiegt und dabei mit einem entgegenkommenden Wagen zusammenfährt.

So sollte das Bild im Film abrollen. Alles war sorgfältig vorbereitet. Der Zusammenstoß der beiden Kraftwagen war auf die Sekunde abgestoppt, und nun kam alles auf den Hund, auf Rigo, an.

Ich ging auf die andere Straßenseite, gab den beiden Wagen das Zeichen zur Anfahrt und rief den Hund.

Doch der kam nicht, blieb zitternd am Randstein seiner Straßenseite stehen. Immer wieder probte ich das Bild, jedesmal versagte der Hund — weigerte sich, den ihm unfaßbaren, widersinnig erscheinenden Befehl, zwischen den beiden anfahrenden Kraftwagen durchzulaufen, auszuführen.

Als ich zu ihm hinüberging, legte er sich auf den Gehsteig zu Boden, machte sich so klein wie möglich und sah mir, am ganzen

Körper zitternd, in die Augen. Große, weitaufgerissene Tieraugen starrten mich fragend an.

Ich gestehe es offen ein — ich schämte mich. Der Hund wollte sich lieber strafen lassen, als einen Befehl ausführen, der ihm in seiner Ausführung gegen Instinkt, jahrelange Gewohnheit und Erziehung ging und deshalb falsch erschien. Er konnte es nicht begreifen, daß ich ihn vor den fahrenden Kraftwagen schicken wollte.

Aber er vergaß auch diesen Vorfall nicht so schnell. Von da ab änderte sich sein Verhalten gegen mich auf längere Zeit Ich verlor ein groß Teil seines Vertrauens, nicht aber seine Zuneigung und Liebe.

War ich mit ihm allein im Zimmer, saß er so dicht wie möglich bei mir, drückte sich an mich und legte von Zeit zu Zeit seine beiden Pfoten auf meine Knie und suchte meine Hand heimlich zu lecken — es war, als wollte er ergründen, ob ich ihm noch gut sei. Streichelte ich ihn dann, so ging ein leises Zittern der Freude durch seinen Körper, dann lachte er auch mitunter nach seiner alten Gewohnheit.

Machte ich mich aber zum Ausgehen fertig, verschwand er, und wollte ich ihn mitnehmen, so mußte ich ihn suchen und an die Leine nehmen. Löste ich auf der Straße die Leine, so wich er trotzdem nicht einen Schritt von mir, besonders bei Überschreiten von Fahrdamm und Plätzen ging er dicht bei Fuß. Er, der früher so sicher und unbesorgt durch den Verkehr ging, war ängstlich geworden, fürchtete sich.

Und es dauerte lange, bis er wieder sicher und ruhig wurde wie vorher.

Zwölf Jahre lebten wir zusammen, zwölf inhaltsreiche Jahre, eine Zeit, die das Verhältnis zwischen Rigo und mir immer enger und inniger gestaltete. In den letzten Jahren seines Lebens steigerte sich sein Anschluß an mich mehr und mehr. Wo es irgendwie ging, war er bei mir, am liebsten in körperlicher Nähe, in Tuchfühlung. Mußte ich ohne ihn verreisen, so

kannte seine Trauer keine Grenzen, kam ich zurück, freute er sich ebenso grenzenlos.

Am eindrucksvollsten äußerte sich seine Zuneigung zu mir, als mich eine Krankheit vierzehn Tage in ernster Fiebernot aufs Krankenlager zwang.

Rigo nahm in der Zeit dieselben leisen, geräuschlosen Bewegungen wie meine Pfleger an. Wurde es ihm erlaubt, saß er still vor meinem Bett. Er fühlte meine körperliche Not. Nahm man ihn aus dem Zimmer, dann saß er vor der Türe und wartete darauf, daß ich ihn endlich einmal rufen würde.

Als ich nach zwei langen Wochen endlich aus meinen Fieberträumen erwachte und wieder klar sehen und denken konnte, ließ man ihn zu mir ins Zimmer. Der Hund erkannte sofort die Veränderung meines Zustandes. Freudig leckte er mir die Hand, trommelte mit seiner schon etwas schütter gewordenen Rute einen Freudenmarsch auf dem Teppich und lachte.

Das war eigentlich das letztemal, daß ich ihn lachen sah. Seine Stammbaumurkunde wies damals schon ein Alter von 13½ Jahren auf. Je älter der Hund wurde, um so seltener lachte er. Die ersten Alterserscheinungen traten in dieser Zeit auf. Unmerklich zwar, aber dem sorgfältigen Beobachter doch erkennbar.

Gesicht und Gehör zeigten ernste Verfallserscheinungen. Befand sich der Hund in gewohnter Umgebung, war davon nichts zu merken. In fremden Räumen oder auf ihm unbekannten Wegen konnte man Rigo eine störende Unsicherheit ansehen. Die Nase, die zuverlässige Nase mußte oft zur Unterstützung für Augen und Ohren aushelfen.

Ich übersiedelte damals nach Frankfurt und mußte bis zur Neuerstehung des zukünftigen Heimes in einer Pension wohnen. In dieser dem Hund gänzlich neuen Umgebung trat die Trübung seiner Sinne deutlicher in Erscheinung, besonders auf der Straße.

Mitten im Lauf hielt er plötzlich an, hob die Nase in die Höhe und sog witternd und sich orientierend die Luft ein. Zur

Überquerung einer Straße entschloß er sich nur, wenn er sich in sicherer Führung — im Schutz eines Menschen — fühlte.

Da mich meine Filmtätigkeit damals den ganzen Tag vom Hause fernhielt und ich den Hund auch nicht mitnehmen konnte, gab ich ihn Bekannten in Pflege. Tierfreundliche Menschen, die nach wenigen Tagen schon mit großer Liebe an Rigo hingen.

Rigo aber hielt die Trennung nicht lange aus. In einer Regennacht rief mich der Mann in großen Ängsten an.

„Rigo ist fort", ich merkte seiner Stimme die Sorge um den durch seine Sinnesstörung behinderten Hund an. Ein Auto brachte mich rasch an das Haus meines Bekannten, der mich im strömenden Regen auf der Straße erwartete. Aufgeregt berichtete er mir den Vorfall. Auf dem gewohnten abendlichen Auslauf ließ er den Hund nur kurze Zeit vor einer Gastwirtschaft, in der er sich Zigarren kaufen wollte, warten. Als er von dem Kauf zurückkam, war der Hund verschwunden. Länger als eine Stunde habe er den Hund gesucht.

In seiner Aufregung kam dem Mann der einzig richtige Gedanke nicht, den Hund dort zu suchen, wohin es ihn am stärksten zog — in meiner Umgebung. Ich fand Rigo dann auch sehr schnell. Er saß vor der Türe des Hauses, in dem sich mein Büro befand.

Zitternd vor Kälte und Nässe, kauerte er im Regen am Türpfosten. Ich nahm den armen Kerl mit. Im Hotelzimmer rieb ich ihn trocken und richtete ihm vor meinem Bett ein Lager, damit er dort die Nacht verbringen konnte. Mit einem tiefen Seufzer innerster Geborgenheit schlief er ein.

Am Morgen zwischen fünf und sechs Uhr weckte mich ein leises Klagen aus dem Schlaf. Das dämmerige Frühlicht beleuchtete ein sonderbares Bild.

Rigo stand zitternd vor meinem Bett. Die Nase hoch, drehte und wendete er seinen Kopf fortwährend hin und her, als suche er etwas in der Luft, das er nicht finden konnte. Ich rief den Hund laut bei seinem Namen, doch ohne Wirkung auf den

Hund. Er hörte mich nicht. Ich setzte mich nun auf den Bettrand und zog Rigo dicht an mich heran. Sofort änderte der Hund sein Verhalten. Das leise Klagen verstummte. Eng und fest preßte sich der Hund an mich heran und äußerte in stärkster Weise seine Freude, mich zu fühlen.

Körperlich zu fühlen.

Nun erkannte ich auch den Zustand des armen Kerls. Über Nacht war er total erblindet und taub geworden.

Der stundenlange Aufenthalt im kalten Regen und die Erregung der vergeblichen Suche nach mir hatten die ohnehin schon sehr schwachen Sinne meines guten alten Freundes endgültig und für immer ausgelöscht.

Nur die Nase, das stärkste und entwickeltste Sinnesorgan des Hundes, vermittelte ihm noch schwaches Wissen von seiner Umgebung.

Wie von einem Magnet angezogen ging er an diesem traurigen Tag neben mir her. Nicht einen halben Schritt wich er von mir. Saß ich irgendwo, so lag sein Kopf auf meinem Knie, und die glanzlosen Augen starrten mich ununterbrochen an.

Ich bin nicht sentimental, ich lehne jede Vermenschlichung des Tieres ab. Aber eines will ich doch sagen: Kein Mensch hätte sein hilfloses Leid ergebener tragen können als dieser Hund.

Die Untersuchung beim Tierarzt bestätigte meine eigene Feststellung und entschied das Schicksal Rigos endgültig.

Einen Tag, einen letzten Tag gönnte ich ihm noch. Am nächsten Morgen erschoß ich ihn.

Die Kugel endete eine zwölfjährige Freundschaft, die der Hund durch seinen prächtigen Charakter und seine warme Menschenfreundlichkeit zu einer der wertvollsten Erinnerungen meines Lebens gestaltete. Manche Freunde sind durch mein Leben gegangen, Menschen und Tiere, aber keiner war mir ein besserer, uneigennützigerer Freund als Rigo, mein lachender Pudel.

*

Carlu, die Geschichte eines Tanzbären

Die Elster auf dem dürren Ast starrte schon geraume Zeit wie verzaubert in den Straßengraben hinunter. Dort unten im Schatten der Eiche, auf der sie saß, lag's — und funkelte und gleißte in der Sonne wie Gold zu ihr herauf. Das aufgeregte Warnungsgeschrei der beiden Eichelhäher, die im Geäst der Eiche ihr Nest besaßen, hatte sie, die „Neugierige", aus dem nahen Wald herausgelockt. Und nun saß sie schon eine Ewigkeit hier oben und konnte ihre Neugier kaum noch bezähmen.

Zu gern wäre sie einmal hinuntergeflogen und hätte sich den funkelnden Schatz näher betrachtet, wenn — ja —, wenn nicht dicht daneben dieses unheimliche Ungeheuer gelegen hätte.

So etwas hatte sie überhaupt noch nicht gesehen.

Des alten Grünrocks zwei große Hunde waren klein gegen dieses mächtige Tier. Sein breiter, massiger Kopf lag auf den starken, mit scharfen Krallen bewehrten Tatzen und aus dem weit geöffneten Rachen hing eine rotbraune Zunge, durstig und lufthungrig, über dem gefährlichen Gebiß. Zwei kleine, für den zottigen, großen Schädel fast zu kleine Augen, blinzelten ab und zu zu ihr hinauf — gerade dann, wenn sie unauffällig versuchte, etwas näher zu kommen, was sie aber auch dann jedesmal veranlaßte, auf ihrem Ast ruhig hocken zu bleiben.

Der andere, der neben dem großen Tiere lag, schien weniger gefährlich zu sein. Die Sorte kannte sie, das war eines der Weißgesichter. Die waren ihr nur dann gefährlich, wenn sie, wie der Grünrock, der immer im Wald umherstrich, mit einer Stange nach oben zeigten. Da mußte man schon vorher ausreißen, bevor der laute Knall kam, der einen dann vom Baum herabwarf.

Der da unten aber schlief, fest sogar, wie das laute Rasseln und Schnarchen bewies, das bis zu ihrem Hochsitz hinaufdrang.

Wenn sie nur gewußt hätte, was das andere war, das neben den beiden fremdartigen Gesellen im Grase lag und dessen Gefunkel und Glitzern sie trotz ihrer heimlichen Angst auf ihren Ast bannte.

Ihre Neugier sollte schneller befriedigt werden, als sie hoffte.

Vom Waldrand erklang leises Pferdegetrappel und bald wechselte ein Einspännerfahrzeug vom Schatten auf die grellbesonnte Landstraße heraus. Ein kleiner Bauernschimmel trottete langsam und schläfrig vor dem Wagen den ihm wohlbekannten Weg dahin. Der Mann auf dem Bock schlief, sorglos dem Pferd die Führung überlassend, und neben ihm schlief ein kleiner Hund.

Schritt für Schritt kam das Fahrzeug der Eiche näher, unter deren schattenspendendem Geäst Mirko, der Bärenführer, mit seinem gutmütigen Gesellen Carlu sich von der langen Wanderung auf der staubigen, sonnigen Landstraße ausruhte.

Carlu, durch das Hufgeklapper neugierig gemacht, erhob sich auf die Hinterbeine, um über den Straßenrand blicken zu können. Sein großer, zottiger Kopf erschien plötzlich im Blickfeld des ahnungslosen Pferdes.

Und das war zu viel für den Bauernschimmel. Mit einem entsetzten Wiehern stieg er hoch, riß den Wagen herum und raste wieder dem Walde zu.

Der Hund flog im weiten Bogen auf die Straße und hinter ihm folgte der Fuhrmann, der auf diese unangenehme Weise aus seinem Schläfchen geweckt wurde.

Noch ganz benommen von Sturz und Schlaf, rappelte sich der Bauersmann auf, saß nun mit seinen vier Buchstaben auf der staubigen Landstraße und starrte sprachlos auf den Bärenkopf am Rande des Straßengrabens. Dann sprang er plötzlich auf und lief seinem Wagen nach, den der Schimmel bis zum Waldrand gezogen und dort umgeworfen hatte, riß die Peitsche aus dem Gesteck und rannte mit langen Sätzen wieder zur Unfallstelle zurück.

Auch Mirko war in der Zwischenzeit erwacht und auf die Straße getreten, sah nun den zornigen Bauersmann kommen und stellte sich schützend vor sein Tier.

„Nikt schlaggen — bittä — nikt schlaggen — guttes Bär — sein sähr unschuldik", bat er den in Wut geratenen Mann.

Doch schon sauste die Peitsche, und eine rote Spur erschien auf der Wange des Bärenführers.

Nun griff der zu und entwand dem zornigen Bauern die Peitsche, hielt ihn mit eisernem Griff vor sich hin und sprach besänftigend auf ihn ein.

„Ruhigg, ganz ruhigg — Mirko alles wieder gut maken — kommen zu der Pferd."

Der Bauer schien sich seines unsinnigen Benehmens langsam bewußt zu werden, brummend und schimpfend folgte er dem starken Mann zu seinem umgestürzten Fahrzeug. Mit einigen geschickten Griffen löste Mirko Geschirr und Stränge, führte das zitternde und ängstliche Pferd in den Waldschatten und beruhigte es mit leisen, freundlichen Worten. Ganz ruhig stand nun der außer Rand und Band gekommene Schimmel. Dann hob Mirko mit großer Kraft den Wagen und stellte ihn auf die Räder.

Plötzlich besann sich der Bauer, daß er auch helfen könnte, und griff zu. In kurzer Zeit war das Pferd wieder eingespannt und der Wagen fahrbereit.

„Wiedär alles gutt — und nikt böse sein", forderte Mirko den Bauern auf und hielt ihm die Hand hin.

Der hatte während der Arbeit kein Wort gesprochen, er schien

sich seines jähzornigen Benehmens zu schämen, griff nun in die Tasche, holte einen großen Geldbeutel hervor, fischte eine Silbermünze heraus und gab sie Mirko.

„Das ist für den Schlag", meinte er und kletterte auf den Wagen.

Mirko nahm lächelnd das Geld: „Is serr gutt, dankä schön", griff dann ohne weiteres nach der Trense des Pferdes, führte es langsam an dem Bären vorbei und winkte dem fortfahrenden Bauern noch einmal nach.

Nun sollte die Neugier der Elster endlich befriedigt werden.

Der Bärenführer hob das glitzernde und funkelnde Ding vom Grase hoch und setzte es sich auf — ein Glockenhelm aus Trompetengold, mit zahlreichen Glöckchen und Schellen behangen. Dann schnallte er sich die große Trommel auf den Rücken und löste die Kette, mit der Carlu an der Eiche festgebunden war, und nun ging es hinaus auf die im Sonnenbrand weiß schimmernde Landstraße. Lange noch begleitete die Elster die beiden Wanderer auf ihrem Weg.

Ein Herbsttag war das, wie sich ihn die Bauern in den kleinen Weindörfern am Main nicht besser wünschen konnten. Die Sonne kochte die Trauben an den Weinstöcken und reifte einen Wein, der die leeren Geldbeutel der Winzer wieder einmal ordentlich füllen sollte.

Der Main schlich träge und faul dahin, als wollte er überhaupt nicht mehr zum Rhein hinunter. Kein Lüftchen regte sich, kein Windhauch wagte den Waldschatten zu verlassen. Die arme, puderweiß gebrannte Landstraße wand sich unter der glutheißen Last des Sonnenlichtes am Ufer entlang. Erbarmungslos war sie der Sonne ausgesetzt, kein Baum schützte sie mit seinem schattenspendenden Laubdach vor den spitzen Sonnenpfeilen, und ihre zu Staub zerfallene Decke wies eine fast afrikanische Hitze auf.

Carlus nackte Sohlen merkten die Gluthitze sehr unangenehm. Er wußte kaum noch, wie und wo er seine Tatzen aufsetzen

sollte, so schmerzten sie ihn. Er sehnte sich nach dem herrlichen Schatten der Eiche zurück, unter der sie vorhin ruhten.

Wenn sich nur der dumme Bauernschimmel nicht so albern benommen hätte, dann lägen sie bestimmt noch dort.

Aber jetzt drohte ihm ein stundenlanges Wandern in der Prügelhitze, denn so weit er auch seine kleinen Augen aufriß, nirgends war ein Baum oder ein Haus zu sehen. Leise brummelnd und jaulend trottete er hinter seinem Herrn dahin. Mitunter erhob er sich, ging einige Schritte auf den Hinterbeinen und leckte sich die schmerzenden Vordertatzen. Aber nicht lange, dann fiel er wieder in den zockelnden Trab zurück und ergab sich mit fatalistischem Bärengleichmut in sein unabänderliches Schicksal.

Plötzlich, ganz unvermutet, tauchten hinter den langweiligen Mauern der Weinberge die Türme und Dächer eines kleinen Maindorfes auf. Mit einem scharfen Knick flüchtete die heiße Landstraße in das schattige Tormaul, das der alte, wetternarbige Wachtturm aufriß, als wollte er die Landstraße und alles, was auf ihr daher kam, verschlingen. Breitbeinig, auf festen Grundmauern stand er schützend vor der uralten Siedlung, um deren wohlverdiente Ruhe in der mittäglichen Stille vor allen Störungen zu bewahren.

Aber nun war es vorbei mit Ruhe und Stille.

Aufgescheucht durch das seltsame Bild der beiden fremdartigen Wanderer, flüchteten die im Turmschatten ruhenden Gänse schnatternd und schreiend in den Main. Nur ein Gänserich blieb, mutig und laut schimpfend, am Ufer stehen. Doch nicht lange. Mit jedem Schritt, den der Bär näher kam, sank sein Mut, und mehr und mehr zog er sich vor dem niegeschauten Ungetüm in das schützende Wasser des Mains zurück. Auch die Dohlen beschwerten sich mit aufgeregtem Geschrei über die Störung ihrer Mittagsruhe, und ihre schwarzen Kampfscharen schossen kreischend über den beiden Ankömmlingen in dem flimmernden Sonnenglast umher.

Im blauen Torschatten stand ein kleiner, grauer Hund, ein

Pinscher, mit gespreizten Beinen und gesträubtem Haar. Sein heiseres, sich oft überschlagendes Abwehrgebell machte aber auf Carlu nicht den geringsten Eindruck.

Den kannte er doch. Das war doch der komische Hund, der vorhin auf der Landstraße vom Wagen fiel; der ihn mit weitaufgerissenem Maul anstarrte und dann mit eingezogenem Schwanz in der Richtung zum Dorf ausgerissen war.

Warum sich der nur so aufregte?

Er, Carlu, wollte doch gar nichts von ihm.

Der sollte aber erst einmal Grund zur Aufregung erhalten.

Carlu stellte sich auf die Hinterbeine, nahm die Eisenkette, die ihm von seinem Nasenring herabhing, in die Vorderpfoten und ging laut rasselnd auf den kleinen Kläffer zu.

Der schien aber gar nicht so feig zu sein, wie es vorhin unter der Eiche ausgesehen hatte. Nur langsam, ohne Furcht, wich der kleine Hund vor dem näherkommenden Bären zurück, stellte sich aber mit lautem Gekläff immer wieder. Carlu gab es auf, den tapferen Hund noch länger zu ängstigen. Wäre die Kette nicht gewesen, würde er am liebsten mit ihm gespielt haben.

Er konnte sich noch gut an die schöne Zeit erinnern, da er auch nicht größer war als dieser kleine Dorfhund. Damals, als sie noch mit dem großen Wagen umherzogen, besaß sein Herr eine Anzahl Hunde und andere Tiere, die alle zusammen eine fröhliche Familie bildeten. Den ganzen Tag konnte man sich mit ihnen herumbalgen und spielen. Bis dann auf einmal der Wagen verschwunden war und mit ihm alle Freunde und Spielgenossen.

Nur er blieb bei seinem Herrn. Er ganz allein.

Das war damals eine sehr traurige Zeit.

Da begann das endlose Wandern auf endlosen Straßen. In Hitze und Kälte. Und mit hungrigem Bauch.

Wie hatte er sich damals oft nach einem Spielgefährten gesehnt. Wie gerne hätte er mit all den Hunden gespielt, die ihnen auf der Wanderschaft begegneten.

Aber die dummen Tiere rissen ja jedesmal aus, wenn sie ihn

erblickten, wenn er mit ihnen spielen wollte. Die glaubten wohl, er würde sie anfallen, wenn er sich ihnen näherte.

Was wußten denn die, wie einsam er war. Er war doch gar nicht das böse Tier, für das ihn die anderen alle hielten.

Einen Freund hatte er ja — seinen Herrn. Der war bestimmt gut zu ihm. Der teilte alles mit ihm, was sie hatten, schlug ihn nie und ließ ihm soviel Freiheit, wie nur irgend möglich war. Aber das war nicht dasselbe wie ein Gefährte, ein Spielgenosse seiner Art.

Der da vorne, der kleine Hund, schien aber mehr Mut zu haben, als die anderen Kläffer und feigen Krachmacher, vielleicht konnte er sich mit dem anfreunden.

Mirko riß Carlu unvermutet aus seinen melancholischen Erinnerungen. An einem verwitterten alten Dorfbrunnen hielt er an. Wasser gab's. Köstliches, klarfrisches Wasser. Mann und Bär löschten den brennenden Durst.

Mit einmal spürte Carlu eine leise Berührung, ein Tasten, an seiner Hinterpfote. Das kannte er. Das war eine kalte Tierschnauze, die schnüffelnd an sein Bein stieß. Langsam, ganz langsam, um diesen ersten Annäherungsversuch nicht schon in seinen Anfängen zu stören, bog der Bär seinen Kopf nach hinten. Richtig, er hatte sich nicht getäuscht — der kleine Hund beroch ihn nach altem Brauch. Der kleine Kerl hatte Mut.

Als Carlu sich von den moosbewachsenen Brunnensteinen herabgleiten ließ, wich der kleine Pinscher doch einige Schritte von dem Bären ab, kam aber gleich wieder, wenn auch zögernd und vorsichtig, zurück und setzte sich neugierig und abwartend, was nun geschehen würde, vor Carlu hin. Seine lebhaft den Straßenstaub aufwirbelnde Rute kündete allein seine innere Spannung.

Ein lauter Pfiff unterbrach den schüchternen, zaghaften Annäherungsversuch der beiden Tiere. Aus dem Torschatten eines der behäbigen uralten, den Brunnen umsäumenden Fachwerkhäuser trat ein Mann in die Sonnenhelle des Marktplatzes: „Peterl, kommst du sofort hierher!"

Peterl, der kleine Pinscher, dachte aber im Augenblick gar nicht daran, die aufregende Bekanntschaft mit dem Bären zu unterbrechen, und stellte sich taub.

Sein Besitzer trat näher an die Gruppe am Brunnen heran. Der Mann war's, der unter der Eiche auf der Landstraße den unliebsamen Vorfall erlebt hatte.

„Was macht denn ihr zwaa do?" fragte er summarisch seine beiden Landstraßenbekannten.

Mirko setzte ihm mit umständlichen Worten seine Absicht vor, in dem Dorf bis zur nahen Kirchweihfeier bleiben zu wollen. Nur noch einige Tage sei es bis dahin.

„Du kannst bei mir wohnen, in der Scheun'. Aber der net." Mit dem „der" meinte der gutmütige, aber noch immer etwas ängstliche Winzer den Tanzbären. „Den grauslichen Kerl sperrst am besten ins Spritzenhaus, da bringt er doch wenigstens net die Leut' durcheinand'."

Man konnte dem Mann ansehen, daß ihm der Schlag mit der Peitsche leid tat, daß er sein jähzorniges Benehmen von vorhin wieder gutmachen wollte. Mirko jedenfalls fühlte es und nahm deshalb das Angebot, ohne viele Worte zu machen, an. Nur eines bedang er sich aus. Bevor Carlu in das Spritzenhaus wandern sollte, ihn zu füttern.

„Er frißt nix, wenn ick nickt bei ihm sein."

Auf die Frage des Bauern, was Carlu als Futter bekäme, erklärte ihm der Bärenführer: „Brot, Erdäpfel und Milch."

Und Carlu bekam eine Mahlzeit von solcher Fülle und Abwechslung, wie keine in seiner Erinnerung lebte. Der Zustrom der Liebesgaben nahm fast kein Ende. Alle Bewohner des großen Bauernhauses überboten sich im Herbeischleppen immer neuer Futtermengen.

Carlu hatte bald begriffen, wie er sich zu verhalten hatte. Wenn er sich aufrichtete und seine Vorderpfoten bittend aneinander legte, dann gab's immer wieder eine neue Auflage. Und Carlu müßte kein alter, erfahrener Tanzbär gewesen sein,

wenn er diese einmalige, so seltene Gebefreudigkeit nicht bis zum letzten ausgenützt hätte.

Darum war er auch durchaus nicht böse darüber, als ihn Mirko in Begleitung des Bauern zum Spritzenhaus brachte und dort einschloß. Der reichliche Fraß löste ein starkes Ruhebedürfnis bei ihm aus. Und der kühle, halbdunkle Raum schien ihm für einen andauernden Verdauungsschlaf hervorragend geeignet.

Nur eines tat ihm leid.

Den Hund hätte er gerne bei sich gehabt. Den tapferen Kerl, der sich beinahe mit ihm angefreundet hatte. Doch bald schwand das Bild des kleinen Pinschers und ging unter in dem tiefen Schlaf des satten Tieres. Ein warmes, wohliges Behagen schloß die Sinne des armen, freudlosen Bären, dessen Leben im entbehrungsreichen Einerlei dahinfloß.

Plötzlich erwachte Carlu.

Ein leises Geräusch pochte an seine schlummernden Sinne.

Draußen begann es zu dämmern. Fahlgelbes Licht fiel durch das in Manneshöhe angebrachte Fensterloch in den Raum und zeichnete in einem matten Lichtfleck die Konturen des morschen Holzgitters, mit dem das Fenster verschlossen war, auf den Boden.

Und mitten in dem Licht saß der kleine Pinscher und starrte bewegungslos auf den erwachenden Bären.

Wie war der nur da herein gekommen? Und — was wollte der von ihm?

Den ganzen Nachmittag während der wunderbaren Fütterung versuchte der Kleine schon, sich an ihn heranzupirschen, wurde aber immer und immer wieder von den ängstlichen Bewohnern des gastlichen Hauses verscheucht und weggejagt.

Und nun saß der kleine Kerl vor ihm und blickte ihn mit seinen klugen Augen unverwandt an. War das nur Neugierde oder wußte der Hund, wie sehr er — Carlu — sich nach einem Spielgefährten sehnte?

Langsam erhob sich der Bär. Er konnte sich frei bewegen.

Sein Herr hatte die Kette vom Nasenring gelöst und ihn nicht angebunden.

Nun saßen sie einander gegenüber, Peterl, der Dorfhund, und Carlu, der Tanzbär — und wußten beide nicht, was sie beginnen sollten, um die so sehnlich gewünschte nähere Bekanntschaft zu schließen.

Peterl wagte sich trotz allen Mutes nicht näher heran — und Carlu traute sich nicht, den Anfang zu machen — er kannte aus Erfahrung den immer wieder furchterweckenden Eindruck seiner ungewöhnlichen Erscheinung auf die Hunde.

So saßen die beiden eine lange Zeit und starrten einander an. Aber irgend etwas mußte doch geschehen, sie konnten doch nicht die ganze Nacht so hocken — da tat Carlu das einzig Richtige.

Ohne sich um den Hund zu kümmern, stand er auf und ging zum Eingangstor des Spritzenhauses, tat so, als suche er einen Ausgang in das Freie. Peterl begriff sofort, was Carlu im Sinn hatte. Schnell kam er nun auch an das Tor und zeigte Carlu, wie er hereingekommen war.

Er schob die Nase unter ein nur lose befestigtes Brett eines der beiden hölzernen Torflügel und schlüpfte mühelos hinaus. Draußen wartete er auf Carlu — aber der kam nicht —, der dachte gar nicht daran, seine ihm außerordentlich zusagende Behausung zu verlassen. Peterl wartete nicht lange, dann kroch er wieder zu seinem Freunde hinein. Denn jetzt war Carlu wirklich sein Freund geworden — alle Scheu vor dem großen Tier war wie weggeblasen. Daß der ihm nichts Böses tun würde, hatte Peterl durch die einfache Handlung Carlus begriffen.

Drinnen, in dem blauen Dämmerschatten des Spritzenhauses, wurde nun eine richtige Freundschaft geschlossen, und Mirko, der Bärenführer, war nicht wenig überrascht, als er Carlu Futter brachte, plötzlich den Hund aus einer dunklen Ecke des Raumes hervorkommen zu sehen. Dorthin hatte sich Peterl beim Eintritt Mirkos geflüchtet, kam aber gleich aus seinem Versteck heraus,

sobald er Mirko erkannte. Vor dem hatte er merkwürdigerweise nicht ein bißchen Angst. Er fühlte mit dem untrüglichen Instinkt des Tieres die große Tierliebe dieses Mannes. Und als nun Carlu mit freudigem Gebrumm und lebhaftem Tänzeln seinen geliebten Herrn begrüßte, beteiligte sich Peterl auf seine Weise an der Begrüßung und leckte Mirko die Hand.

Aber er sollte doch eine unerwartete Überraschung erleben, denn ganz unvermutet packte ihn Mirko plötzlich am Rückenfell, nahm ihn unter den Arm und verließ das Spritzenhaus.

Noch einen wehmütigen Blick sandte Peterl nach seinem zottigen, eifrig mit der Futterschüssel beschäftigten Freund — dann schloß sich die Türe und aus war's mit dem so verheißungsvoll begonnenen Spiel.

Einige Schritte vom Spritzenhaus entfernt stellte Mirko den Hund auf die Erde, unterbrach aber Peterls schüchternen Ausreißversuch mit einem energischen Ruf: „Hirr härr!"

Peterl riß es förmlich zurück. Gehorsam trottete er hinter dem Manne her, von dem eine merkwürdige Gewalt über das Tier ausging.

Peterl folgte wie noch nie in seinem Leben.

*

Der Aufenthalt in dem gastfreundlichen Weindorf ergab für Mirko und seinen Bären eine Reihe froher, sorgloser Tage. Besonders Carlu war mit seinem Los außerordentlich zufrieden. Die Futterschüssel wurde kaum noch leer und das bißchen Arbeit, jeden Nachmittag und Abend eine Stunde, war für ihn ein richtiges Vergnügen. Der gutmütige, drollige Bär schloß einen sehr einträglichen freundschaftlichen Bund mit der Dorfjugend, die ihn täglich in dichten Reihen umstand, wenn er seine harmlosen Künste vorführte.

Am Schluß jeder Vorstellung bekam er einen alten Hut in den Fang und ging dann, Münzen sammelnd, durch die Reihen der Zuschauer. Nach Beendigung des Rundgangs stellte er den Hut ab, nahm einen Henkelkorb, stellte ihn vor sich hin und

forderte die Kinder mit jämmerlichem Gebrumm und drolligen Bitten auf, nun auch an ihn zu denken.

Und damit errang er sich jedesmal einen durchschlagenden Erfolg. Aus den unergründlichen Taschen der Dorfjugend floß ein reichhaltiger Gabenstrom in den Korb, Brot, Äpfel, Kuchenstückchen, und Carlu bedankte sich unermüdlich bei den kleinen Gebern für ihre Spenden.

Nach der Nachmittagsvorstellung kam dann immer der schönste Augenblick des ganzen Tages für Carlu — da führte ihn sein Herr in den Garten seines Gastfreundes und band ihn an einem der schattigen Obstbäume fest. Dort saß dann schon immer Peterl und wartete auf das Erscheinen seines Freundes. Mit fröhlichem, vor Freude sich überschlagendem Gebell begrüßte Peterl den Bären, sprang in tollen Sätzen um ihn herum und tat so, als wäre er im Umgang mit Bären groß geworden. Carlu aber war glücklich über seinen kleinen Freund und ließ sich alle Frechheiten Peterls mit gelassenster Ruhe gefallen. Hatten sich die Tiere ausgetobt, so schliefen sie friedlich und eng aneinander geschmiegt im Schatten des alten Birnbaumes, der im leisen Herbstwind verwundert seine Krone schüttelte über das sonderbare Gehabe da unten in seinem Schatten.

*

Laute Böllerschüsse weckten Carlu am Morgen des Kirchweihfestes aus tiefem Schlaf. Im Spritzenhaus war es noch dunkel, nur oben am vergitterten Fensterloch schimmerte der erste Schein des Morgengrauens durch. Carlu erhob sich auf die Hinterbeine und steckte die Nase durch das Gitter in die kühle Morgenluft hinaus.

Auf dem kleinen Marktplatz begann ein geschäftiges Treiben. Buden und Verkaufsstände wurden errichtet, ein Karussell aufgebaut und die alten, ehrwürdigen Häuser mit Fahnen und Tannengrün geschmückt. Bald darauf erschien auch Mirko und führte den Bären durch die sich langsam erhellenden Gassen zum Main hinunter.

Carlu wußte genau, was nun geschehen sollte. Ein Bad, eine gründliche Reinigung seines einer derartigen Behandlung bedürftigen Felles. Ihm war's recht. Wasserscheu war er bestimmt nicht, und mit freudigem Gebrumm stieg er in das seichte Uferwasser des Mains.

Mirko hatte Carlu von der Kette gelöst und gönnte ihm ein fröhliches, ungehemmtes Genießen des Bades. Er kannte den sicheren Gehorsam seines Tieres und ließ Carlu ohne Behinderung im Wasser plantschen und spielen. Immer wieder tauchte der Bär und kam prustend und spuckend hoch. Dann stieg Mirko, der nur mit einer kurzen Leinenhose bekleidet war, ins Wasser und schwamm mit dem Bären einmal über den Fluß zum anderen Ufer und wieder zurück. Sie schüttelten sich das Wasser aus Pelz und Haar und legten sich in die aufgekommene Morgensonne zum Trocknen auf das niedrige Ufergras nieder.

In einer Stunde hatte die Sonne ihre Aufgabe vollendet und die beiden nassen Gesellen gründlich getrocknet. Nun war es Zeit, sich für die kommende Arbeit festlich zu rüsten, und sie erregten nicht wenig Aufsehen, als sie beide, Herr und Bär, in voller Gala den Festplatz betraten.

Eine hohe spitze Mütze, mit Schellen und Glöckchen behangen, und eine lustige rotseidene Halskrause trug Carlu mit Anstand und komischer Grandezza. Mirko aber hatte sich in ein ganzes Orchester verwandelt. Auf dem Kopf funkelte ein Glockenhelm aus hellglänzendem Messing, auf dem Rücken war die große bunte Trommel festgeschnallt, die Mirko mit einem am Ellenbogen befestigten Schlegel bediente; damit begleitete und verstärkte er das Spiel der Ziehharmonika, die er um den Hals befestigt hatte. Ohne Zweifel, der Erfolg bewies — Mirko und Carlu waren die große Sensation des nun von hunderten Besuchern wimmelnden Festplatzes. Auch der Kassenerfolg war ein durchaus befriedigender, die Nickelstücke und Kupferlinge fielen zahlreich in Carlus herumgereichten Hut.

Nur Carlu war nicht ganz zufrieden, denn heute fiel der Korb — sein für ihn so bedeutungsvoller Sammelkorb — aus.

Aber seine vielen kleinen Freunde unter der Dorfjugend vergaßen ihn nicht ganz, und mancher angebissene Honigkuchen und manches Zuckerherz wurde ihm nach Beendigung der einzelnen Vorstellungen heimlich zugeworfen.

Kaum war eine Vorführung beendet und die Zuschauer hatten sich lachend verlaufen, sammelte sich schon wieder eine neue Menschenmenge um die beiden, und so ging es weiter über Mittag und Nachmittag — ohne Ende, wie es Carlu schien. Dabei sehnte sich Carlu nach den vollen Futterschüsseln im Garten des freundlichen Bauernhauses, aber damit schien es heute nichts zu werden.

Von Zeit zu Zeit meldete sich Carlu mit lautem Gebrumm bei seinem Herrn — Hunger hab ich — sollte das heißen. Mirko verstand die Sprache seines Tieres gut genug, um zu wissen, was der Bär wollte. Dann strich er ihm zärtlich über Kopf und Nacken und tröstete den Hungrigen mit einigen freundlichen Worten — aber davon wurde Carlu ja nicht satt.

Endlich, gegen fünf Uhr, verlief sich die Menge an die Weintische, und Mirko beschloß das anstrengende Tagewerk. Er führte Carlu gleich in das Spritzenhaus und versorgte ihn mit einer ausgiebigen Futterschüssel, kam dann noch einmal und brachte eine große Tüte voll Pfeffernüsse mit als Lohn für die anstrengende Arbeit des Tages, setzte sich neben den Bären und begann ebenfalls sein Abendbrot zu verzehren. Eine große Wurst, ein Stück Brot und zur Feier des Tages ein Fläschchen Wein.

Friedlich saßen die beiden einsamen Wandergesellen nebeneinander in dem dämmrigen Dunkel des Spritzenhauses.

Zwei Freunde — unzertrennliche Freunde.

Mirko hing mit großer Liebe an seinem Tier. Acht Jahre zogen sie nun durch aller Herren Länder. Einer auf den anderen angewiesen, Not und Entbehrung teilend, führten sie ein mühsames, mit wenig Freudentagen gesegnetes Wanderleben. Mirko hatte niemand auf der Welt als den Bären. Als seine kleine Tierschau zusammenbrach, begann ihre Wanderung. End-

lose, einsame Straßen, durch Rumänien, Ungarn, Österreich, Böhmen, Polen trabten sie beide dahin, und Mirko konnte es sich nicht vorstellen, jemals sich von seinem Bären zu trennen. Er wußte, daß Carlu mit abgöttischer Liebe an ihm hing und vergalt es dem guten Tier mit rührender, aber vernünftiger Pflege und Behandlung.

Tief in Gedanken versunken hatte Mirko seine Wurst aufgegessen, warf den letzten Rest Brot dem Bären zu und ging nach zärtlichem Abschied. Draußen, vor dem Spritzenhaus, traf er auf seinen freundlichen Wirt, der ihn einlud, zum Abschied noch einen fröhlichen Trunk zu tun, denn morgen, nach dem Fest, wollte Mirko wieder weiterwandern.

Carlu hatte sich, nachdem Mirko gegangen war, müde und satt hingelegt, aber er konnte keine Ruhe finden. Jedesmal, wenn draußen auf dem Festplatz die Blechmusik ihre fröhlichen Weisen ertönen ließ, wurde er im Schlaf gestört. Unruhig wanderte er dann im Spritzenhaus umher oder steckte die Nase durch das offene Fensterloch und lauschte dem vielstimmigen Lärm, der vom Platz zu ihm hereindrang. Die Stimmung wuchs draußen mit der Menge des vertilgten Weines, und die Lieder der Kapelle wurden von Hunderten heiterer Festgäste begeistert mitgesungen.

Der Mond ging auf und unter über dem Festplatz, nur ganz allmählich schwand der Lärm und erloschen die Lichter. Die Kirchweih im Weindorf ging zu Ende. Das Lied des Nachtwächters klang heute merkwürdig heiser.

Ja — ja — der Wein — er färbt die Stimmen! Langsam verklang das Klappern der nägelbeschlagenen Stiefel des Nachtwächters. Still wurde es im Dorf, und endlich schlief auch Carlu ein.

Ahnungslos schlief er einem Schicksal entgegen, das so ganz anders war als sein bisheriges Leben. Das ihm seinen besten Freund nahm. Das ihn einsam machte.

In der Nacht starb Mirko.

*

In der Scheune seines Wirtes hatte er sich oben auf dem Heuboden ein Lager errichtet. In einem Bett zu schlafen, lehnte der bescheidene Mann ab. In der Dunkelheit der Scheune trat er in die im Festtrubel versehentlich nicht verschlossene Futterluke, stürzte auf den Tennenboden und brach das Genick.

Am frühen Morgen fand der Bauer beim Futterholen den Verunglückten tot in der Scheune.

In stummer Ergriffenheit blieb er vor dem Toten stehen. Der Mann tat ihm leid. In der kurzen Zeit ihrer Bekanntschaft hatte er den ehrlichen, anständigen Charakter des Bärenführers erkannt. Langsam nur löste er sich aus seiner Bestürzung, rief seine Angehörigen zusammen und gab ihnen Kenntnis von dem Unglück. Dann eilte er fort, um Arzt, Polizei und Bürgermeister zu verständigen.

Eine laute, nervöse Unruhe nahm bald darauf von dem am Tage vorher so lustigen, friedlichen Bauernhof Besitz. Menschen gingen und kamen und brachten Aufregung und Lärm mit in das Haus.

Um so stiller war es im Spritzenhaus. Peterl hatte sich vor der lauten Menschenmenge auf dem Bauernhof zu seinem Freunde geflüchtet; seit Stunden saß er nun im Spritzenhaus und wunderte sich über Carlu, der sich ganz anders benahm als sonst.

Ruhelos und unaufhörlich ging er in dem schummrigen Raum umher. Immer denselben Weg — vom Fenster zur Türe, von der Türe zum Fenster. Von Zeit zu Zeit blieb er an dem einen Torflügel stehen, schob mit der Tatze das lose Brett beiseite und preßte die Nase in den schmalen Spalt. Mit lautem Geräusch zog er die Luft in die Nasenlöcher ein. Dann ging's wieder zurück zur Fensteröffnung, dort erhob er sich auf die Hinterbeine, steckte den Kopf so weit wie möglich in die Fensternische, schnupperte und versuchte, Witterung zu bekommen von seinem Herrn.

Der mußte doch bald kommen; das gab's doch nicht, daß der ihn vergessen haben sollte, das war doch noch nicht vorgekom-

men. Carlu wußte genau, daß draußen das große Licht schon hoch am Himmel stand, eine Zeit also, in der sonst sein guter Freund längst bei ihm war, um ihn zu füttern oder mit ihm weiterzuwandern.

Wo blieb der nun jetzt?

Carlu setzte sich auf die Hinterbeine, schaukelte ratlos Kopf und Schultern hin und her und ließ dabei ein so klagendes, wehleidiges Brummen hören, daß es Peterl angst und bang wurde.

Was hatte denn der große Braune heute? Das war ja zum Fürchten, wie sich der benahm. Ob es nicht doch besser war, sich zu drücken? Peterl zog sich vorsichtig bis zu seinem Einschlupf am Tore zurück. Vorsicht ist besser, riet ihm sein Instinkt.

Doch Carlu beachtete Peterl gar nicht. Wieder hatte er seine unstete Wanderung zwischen Fenster und Tor aufgenommen. Nur schneller als vorhin und mit lautem, zornigem Brummen. Peterl bekam es nun doch mit der Angst zu tun und schlüpfte schnell, als Carlu wieder hinten am Fenster stand, durch den Bretterspalt ins Freie und schlich enttäuscht nach Hause.

Doch auch dort fand Peterl nicht die gesuchte Ruhe. Überall standen aufgeregte Menschengruppen beieinander und besprachen flüsternd das traurige Ereignis. Nur in der Scheune war es still und ruhig.

Dort lag friedlich der Bärenführer aufgebahrt und ruhte sich aus von seiner Wanderung durch die Erdenländer. Mit farbenfrohen Dahlien hatte man ihm sein Lager geschmückt. Am Kopfende stand auf der großen Trommel der Glockenhelm und funkelte und gleißte im Flackerlicht der Kerzen. Wenn ab und zu ein Besucher das große Scheunentor öffnete, dann klirrten die Glöckchen und Schellen leise im Zugwind dem Toten einen Abschiedsgruß zu.

Mirko hatte noch im Tode ein Zeugnis seines guten Charakters gegeben.

Beim Durchsuchen seiner bescheidenen Habe fand man eine

Brieftasche mit mehr als tausend Mark in den verschiedensten Geldsorten wohlverpackt vor. Dazu ein Schreiben des rumänischen Konsulates in Wien mit einem vollgültigen Testament des Bärenführers.

In seinem letzten Willen bat Mirko, man möge ihm bei seinem Ableben ein bescheidenes Grab gönnen und die Kosten von dem vorgefundenen Gelde decken. Den Rest aber solle man dazu verwenden, seinen Bären Carlu in den nächsten Tiergarten zu verbringen und die Unterhaltskosten davon zu bestreiten, bis Carlu einen neuen Herrn gefunden habe.

„Aber bitte nicht mehr an einen wandernden Bärenführer, sondern in einen Zirkus, das sind gute Leute, und Carlu braucht viel Liebe und Freundlichkeit."

So lautete der letzte Satz dieses merkwürdigen Testamentes.

Der Bürgermeister schrieb auch sofort an den Tiergarten von Nürnberg und bat um sofortiges Abholen des Bären. Bis dahin übertrug er dem Gemeindediener die Pflege des Bären. Der Bauer, bei dem Mirko die Tage über gewohnt hatte, übernahm die Verpflegung und füllte eine Schüssel, so wie er es von Mirko gesehen hatte. Und so in der siebenten Abendstunde wanderte ein seltsamer Zug zum Spritzenhaus.

Voraus Peterl, der sofort begriff, wohin es ging, dann der Gemeindediener mit dem Schlüssel, der Bauer mit der Milchschüssel und ein Knecht mit zwei großen Brotlaiben, und dann die Neugierigen. Und das waren nicht wenige .

Lautes, zorniges Brummen drang nicht gerade einladend aus dem Gefängnis des Bären heraus und versuchte zuerst einmal eine kleine Beratung, wie man dem Bären das Futter zureichen sollte. So ohne weiteres zu ihm hineinzugehen, schien nicht ratsam, schließlich war das doch ein Bär, ein großes gefährliches „Raubtier", und ihre Erfahrungen im Umgang damit sehr gering.

Peterl löste das schwierige Problem auf die einfachste Weise. Er hatte ja mehr Kenntnisse in „Bärenbehandlung". Vor den staunenden Augen der noch ratlosen und unentschlossenen un-

freiwilligen Tierwärter schob er das lose Brett am Tor des Spritzenhauses mit der Nase beiseite und kroch ohne Angst und Zögern in die „Höhle des Bären".

„Der macht ihn kalt", entfuhr es dem erschrockenen Gemeindediener über das nach seiner Ansicht tollkühne Verhalten Peterls.

Der kleine Pinscher wurde nicht gerade freundlich von Carlu begrüßt. Der Bär lag bewegungslos, lauernd in der Nähe der Türe, rührte sich auch nicht, als er Peterl erblickte, nur sein erregtes, drohendes Brummen verriet seine gefährliche Stimmung. Peterl zog es deshalb vor, gleich wieder zu verschwinden.

Die draußen gespannt wartenden Dorfbewohner atmeten erlöst auf, als Peterl wieder heil und ganz aus dem gefährlichen Bärengefängnis herauskam, und entschlossen sich nun, dem Bären das Futter auf dem von Peterl gezeigten Wege zu reichen. Einer drückte mit einer Stange das lose Brett so weit wie möglich zurück, dann schoben sie die beiden Brotwecken und die Milchschüssel durch die Öffnung. Eine Zeitlang standen sie und lauschten auf die Geräusche aus dem Spritzenhaus, dann gingen sie im stillschweigenden Einverständnis in die Dorfschänke, wo die aufregenden Ereignisse des Tages zu einem langen Gesprächsfaden ausgesponnen wurden.

Carlu verfolgte das Hereinschieben des Futters mit gespannter Aufmerksamkeit. Was ging hier vor — warum kam sein Herr nicht, ihn wie sonst zu füttern? Langsam erhob er sich und beroch die Milchschüssel und die Brote. Keine Spur der ihm so vertrauten Witterung seines Freundes, fremde Hände waren es, die ihm dieses Futter brachten.

Aufgeregt rannte er einige Male im Dunkel seines Gefängnisses umher. Hunger und Durst quälten ihn, und doch mochte er das Futter nicht annehmen. Etwas fehlte ihm. Jahrelange, ihm vertraut und bewußt gewordene Gewohnheit war jäh unterbrochen. Dem Tier fehlte das Verständnis dafür. Das hatte er noch nicht erlebt, und er wurde unruhig und verwirrt darüber. Lange lief er, getrieben von einer peinigenden Unrast,

hin und her, dann stellte er sich am Fensterloch auf und starrte reglos in die dunkle Nacht hinaus.

Plötzlich hörte er näherkommende Schritte und Menschenstimmen. Voller Erwartung schoß er auf das Tor des Spritzenhauses zu. Kam sein Herr endlich? So dicht wie möglich preßte er die Nase an den Türspalt und sog die Luft ein. Draußen standen Menschen. Er witterte sie ganz deutlich, hörte auch ihre leisen Stimmen — aber sein Herr, sein Freund war nicht dabei. Dann gingen die da draußen wieder und ihre Schritte und Stimmen verklangen in der Stille der Dorfstraße.

Wieder nicht. Wieder war er allein — sein Herr kam nicht.

Da packte das Tier eine sinnlose Wut. Mit seiner Bärenkraft riß es das lose Brett aus dem Tor, rüttelte und zog an den anderen Brettern, bis eins um das andere seiner zerstörenden Wut wich und eine Öffnung entstand, groß genug, sich durchzwängen zu können. Dann schlüpfte er hinaus.

Frei war er, und nun konnte er seinen Herrn suchen. Nichts anderes wollte er.

Draußen schüttelte er sich die Anstrengung aus den Knochen und trabte eilig über den Marktplatz auf das ihm wohlbekannte Haus zu, mit dessen Garten ihn so viele frohe Erinnerungen verbanden. Dort mußte er seinen guten alten Herrn finden.

Das Haus stand als Eckhaus am Marktplatz, eine kleine Dorfgasse führte vom Main herauf und trennte es von den anderen Häusern. In dieser Gasse lag der Eingang zu Hof und Garten. Eine hohe Mauer umschloß den Hof und eine feste Eichentür verwehrte den Zugang.

Carlu lief mit sicherem Ortssinn sofort auf diese Tür zu. Vergeblich suchte er nach einem Zugang zum Hof. Immer wieder lief er an der Mauer entlang, doch nirgends fand er eine Möglichkeit hineinzukommen.

Drinnen ertönte plötzlich lautes Hundegebell. Peterl schlug an. Ein zweiter Hund antwortete und bald zerriß ein tolles Konzert die nächtliche Stille. Auch Carlu beteiligte sich mit lautem Gebrumm daran.

Ein Fenster nach dem anderen öffnete sich in den umliegenden Häusern, schlafgestörte Menschen starrten auf die Gasse — bis mit einmal einer die schwarze massige Gestalt des umhersuchenden Bären erblickte und mit lautem, gellendem Schrei allen kündete: „Jesses der Bär — der Bär is drunne auf der Gass'."

Er gab damit das Signal zu einem tollen, wilden Lärm, wie ihn das stille, ruhige Maindorf noch nicht erlebt hatte.

Die Menschen verloren die Nerven. Die gestern noch dem Bären furchtlos Münzen in den vorgehaltenen Hut geworfen hatten, die über die harmlosen Künste des harmlosen Tieres gelacht hatten, schrien und tobten in sinnloser Angst vor dem armen, verlassenen Bären, sahen nichts anderes mehr als die wilde, gefährliche Bestie in ihm.

Aus den Türen und Toren ihrer Häuser und Höfe kamen Männer mit Stöcken und Knüppeln, mit Dreschflegeln und Heugabeln, notdürftig gekleidet oder in rasch umgeworfene Mäntel gehüllt, die Haare wild und zerrauft um den Kopf, im fahlen Mondlicht ein phantastisches Bild. Das rasende, wütende Gebell der Dorfhunde, das Schreien der Frauen und Kinder an den Fenstern erregte die Männer noch mehr und nahm ihnen den letzten Rest ihrer Besinnung.

Am Dorfplatz sammelten sie sich zu einem wilden Haufen und rückten immer mehr auf den Eingang der schmalen Gasse zu.

Carlu wurde von einer lähmenden Furcht erfüllt. Was wollten denn die nur von ihm? In seiner Angst versuchte er noch einmal, an der Hoftür hochzuklettern, da traf ihn ein Stein, den irgendeiner der Anrückenden nach ihm geworfen hatte. Zornig richtete er sich auf und beantwortete den Wurf mit lautem, wuterfülltem Gebrumm. Die sollten ihm doch seine Ruhe lassen, er wollte doch nur seinen Herrn suchen.

Da traf ihn wieder ein Stein und noch einer. Carlu flüchtete tiefer in die Gasse hinein, doch die Männer folgten ihm. Immer häufiger kamen Steine und Knüppel geflogen und immer näher

rückten seine Verfolger heran. Die Gasse war zu Ende, Carlu stand am Ufer des Mains, es gab keinen anderen Weg für ihn — mit einem Satz sprang er in den Fluß und schwamm zum anderen Ufer.

Sprachlos standen seine Verfolger am Fluß und starrten ihm überrascht nach.

Wasser ernüchtert — besonders wenn es sich darum handelt, in dunkler Nacht einem Bären nachzuschwimmen. Die Erregung der Bärenjäger schwand vor diesem folgenschweren Entschluß, und Vernunft kam wieder hoch in den verwirrten Köpfen der am kalten, leise gurgelnden Wasser des Mains zurückgebliebenen Männer.

„Mer müsse die Polizei von driwe verständige, damit sie den Bär fange", schlug einer der nun wieder ganz nüchternen Leute vor.

„Einige müsse dableibe und Wach halte, wenn er wieder riwer kommt."

Diese vernünftigen Vorschläge lösten den Haufen der Leute auf, und bald zog wieder Ruhe in das Dorf ein.

Nur Carlu fand keine Ruhe. Erregt von dem Erlebnis und dem Schrecken der Verfolgung strich er am Ufer entlang. All das Erlebte haftete wie ein wirrer Traum in seinem Hirn — undeutlich und verschwommen. Nur eines war ihm klar — hier, auf dieser Seite des Mains, fand er seinen Herrn nicht. Suchend und witternd trabte er stromaufwärts, immer die Nase in der Luft, als könnte ihm der leise Wind, der vom anderen Ufer herüberkam, Witterung, die einzige ersehnte Witterung bringen. Dabei kam er an die Stelle, an der er tags zuvor mit seinem Herrn nach dem Überschwimmen des Mains kurze Zeit gerastet hatte.

Wie eine Erleuchtung kam's über ihn. Die Erinnerung an gestern kam hoch — dort drüben mußte sein Herr sein. Ohne lange zu überlegen stieg er in das Wasser und schwamm hinüber. Er landete genau an der Stelle, an der er mit seinem Herrn gebadet hatte.

Carlu begann ein gründliches Absuchen der ganzen ihm wohlbekannten Gegend. Nur in das Dorf wagte er sich nicht hinein. Unschlüssig blieb er einige Zeit vor dem alten Turm auf der Landstraße stehen. Dann lief er die Straße entlang, in die Richtung, von der er und sein Herr zu dem Unglücksdorf kamen. Die Eiche, unter der sie so friedlich Rast hielten, kam in seiner Erinnerung auf. Vielleicht fand er dort den Gesuchten.

Im schnellen, zockelnden Trab rannte er die staubige Straße hinauf. Dann stand er vor der Eiche — nichts war zu sehen — auch hier war er nicht.

Enttäuscht warf er sich in das taunasse Gras im Straßengraben. Einer der nachgeworfenen Knüppel hatte ihm eine tiefe Wunde an einer Tatze gerissen — der Schmerz meldete sich — auch der Hunger kam hoch und Carlu zu Bewußtsein. Der Bär kam sich so tief unglücklich vor, wie das nur ein verlassenes Tier empfinden kann. Ein wehleidiges, klagendes Brummen gab seiner Verfassung so recht Ausdruck.

Die beiden Eichelhäher, die oben im Geäst der Eiche übernachteten, fuhren erschreckt aus ihrem Schlaf auf und weckten mit ihren kreischenden Warnungsrufen die ganze Vogelwelt in der Umgebung.

Drüben, überm Main, stieg langsam blaue Dämmerung hinter den Bergen auf und kündete mit ihrem fahlen Schein den neuen Morgen an. Mit der aufkommenden Sonne empfand Carlu sein Alleinsein stärker als in dem schützenden Dunkel der Nacht. Er wußte nichts mit seiner Freiheit anzufangen.

Unschlüssig darüber, was er tun sollte, stand er auf.

Da hörte er von der Straßenseite, die vom Dorf herführte, Stimmen. Menschen kamen, Weinbauern, die zur Arbeit in die Weinberge gingen.

Carlu duckte sich schnell in den Graben und schlich unter dessen Schutz in den nahen Wald. Seit der Nacht hatte er Angst vor den Menschen.

Ahnungslos gingen die Leute an dem vorüber, von dem sie

eben sprachen. Sie vermuteten den Bären ja auch am anderen Ufer des Mains und erzählten von dem großen Suchen, das da drüben begonnen habe. Ihre Spaten und Hacken klirrten im Vorübergehen, und Carlu glaubte nichts anderes, als daß die auf der Suche nach ihm waren, und traute sich nun überhaupt nicht mehr auf die Straße hinaus.

Ein quälender Hunger peinigte ihn und riß und brannte in seinen Eingeweiden, wie es in der schlimmsten Zeit seiner Wanderschaft nie der Fall gewesen war. Gierig suchte er den Waldboden nach etwas, das er fressen konnte, ab. Unter einer Eiche fand er einige Eicheln, die kannte er. Die hatte ihm sein guter Herr manchmal gesammelt, wenn auf ihrer Wanderschaft wieder einmal Schmalhans den Küchenzettel geschrieben hatte. Mühselig suchte er sich ein Maulvoll der kleinen Dinger zusammen. Doch viel half das auch nicht. Mißmutig und ärgerlich setzte er sich unter den Eichenbaum und leckte seine Vordertatzen. Diese melancholische Tätigkeit begleitete er mit einem traurigen Gebrumm, das wenigstens ein Gutes hatte — es übertönte das wütende Knurren seines hungrigen Magens.

Das Beste wäre, sich hinzulegen und zu schlafen, wenigstens so lange, bis es wieder dunkel wurde und er sich wieder auf die Straße wagen konnte, um dann weiter zu suchen. Denn einmal mußte er doch seinen guten, sorgenden Freund wiederfinden.

Also schlafen — hinlegen und schlafen —, müde war er ja, sehr müde. Er suchte sich ein dichtes Unterholz, trat sich ein Lager zurecht und legte sich nieder. Hunger und Ermüdung schlossen ihm bald die Augen.

Die Sonne wanderte über den Himmel und die Schatten wurden immer länger — und Carlu schlief noch immer.

Lebhafte Träume beschäftigten ihn, der Hunger gaukelte ihm einen Zauberspuk von unerreichbaren Futtermengen vor, die immer wieder verschwanden, wenn er sich darüber hermachen wollte. Nur ein Bild blieb fest und wich nicht: die Milchschüssel und die beiden Brotlaibe, die er unberührt im Spritzenhaus bei seiner Flucht hatte stehen lassen.

Plötzlich erwachte Carlu, ein leises Geräusch, eine sanfte Berührung riß ihn aus seinen brotlosen Traumbildern. Mit einem Ruck hob er den Kopf und starrte überrascht vor sich hin.

War das Wirklichkeit oder noch Traum?

Vor ihm stand Peterl, der kleine Dorfhund, schweifwedelnd und vor Freude leise winselnd und begrüßte Carlu, als er dessen Freude über das Wiedersehen erkannte, mit stürmischen Liebkosungen. Carlu wurde es dabei ganz warm. Das Lähmende und Quälende der Einsamkeit fiel ab und froh gab er sich dem Glück des Wiederfindens mit seinem kleinen, tapferen Freunde hin.

Peterls feine Nase hatte ihn sicher und fehlerlos auf die Spur von Carlu gebracht. Einige Schwierigkeiten mußten dabei allerdings zuvor überwunden werden. Im Dorf hatten die Bewohner alle Hunde und Katzen, alles Tierzeug ängstlich eingeschlossen, um es vor dem Zugriff des Bären zu schützen. Denn so ganz sicher fühlte man sich doch nicht. Was konnte den verwegenen Bären, der da ohne weiteres über den Main schwamm, hindern, wieder rüber zu kommen.

Allerdings — die aufgestellte Wache hatte nichts von ihm gesehen, aber auch drüben, am anderen Ufer, hatte man keine Spur von ihm gefunden. Trotz allem eifrigen Suchen. Und alle Nachrichten, die man von den Suchkolonnen bekam, lauteten gleich ergebnislos. Der Bär blieb spurlos verschwunden. Darum bekamen alle Tiere Arrest und wurden eingesperrt.

Aber mit Peterl konnten sie das nicht machen. Der schlaue Kerl fand doch eine Gelegenheit zum Ausreißen. Und erst einmal draußen, stieß er bald auf die scharfe Witterung des Bären, und nun stand er vor ihm und freute sich des Wiedersehens.

Inzwischen hatte sich die Sonne verzogen, und in der blauen Dämmerung saßen die beiden Freunde unter der Eiche und merkten nun plötzlich wieder, daß sie Hunger hatten, denn auch Peterl hatte über das Suchen nach dem Bären die Futterzeiten vergessen. Peterl war auch der erste, der den einzig richtigen Entschluß faßte. Im Walde gab es nichts zu fressen, nur

im Dorf war die Möglichkeit dazu gegeben — also mußte man eben dahin.

Er wußte ja nichts von den Schreckensstunden, die der arme Carlu in der Nacht dort erlebt hatte.

Er trabte also, ohne lange zu überlegen, dem Dorf zu und Carlu, von der beruhigenden Sicherheit des Hundes angesteckt, trottete hintendrein.

Allerdings ging Peterl nicht den offenen, kürzeren Weg über die Landstraße, das verbot ihm sein schlechtes Gewissen von wegen Ausreißen und Davonschleichen.

Aber der ortskundige Hund kannte doch alle Wege und Stege, und im Schutz des Grabens, der sich an den halbverfallenen Schutzmauern dahinzog, schlichen sich die beiden Ausreißer im abendlichen Dunkel in das Dorf und landeten unter der sicheren Führung Peterls am Spritzenhaus, das ja an einem Rest der Mauer angebaut war.

Dort hatte sich nichts geändert. Noch immer klaffte das große Loch, das die zerstörende Wut Carlus gerissen hatte, im Tor des Gebäudes. In der Aufregung über die Flucht des Bären hatte sich niemand darum gekümmert. Der Bär war ja fort, also konnte man sich mit der Wiederherstellung des zertrümmerten Torflügels Zeit lassen.

Carlu und Peterl waren damit sehr einverstanden. Besonders Carlu, dessen vom Hunger geschärfte Erinnerung ihm die stehengebliebene Milchschüssel und die Brotlaibe zum Bewußtsein brachte. Ohne Zögern krochen die beiden Freunde durch das gähnende Loch und die Erwartung wurde nicht getäuscht — Milch und Brot waren noch vorhanden.

Mit freudigem Brummen griff sich Carlu einen der beiden Brotlaibe, lehnte sich aufrecht sitzend an den Torflügel und verschlang mit köstlichem Wohlbehagen einen Bissen nach dem anderen. Dabei blickte er neidlos auf Peterl, der sich an die Milchschüssel herangemacht hatte und ohne Bedenken und Furcht vor dem Bären die dicke Sahneschicht von der Milch wegleckte. In unglaublich kurzer Zeit verschwanden die beiden großen

Laibe im Magen des ausgehungerten Bären. Darauf beteiligte er sich noch am Leeren der Milchschüssel, und dann saßen die beiden satten Tiere noch geraume Zeit einander gegenüber und leckten sich die Reste der Milch aus ihren zottigen Bärten. Bis sich Peterl endlich besann, daß es nun doch Zeit wäre, sich wieder nach Hause zu trollen.

Carlu verfolgte aufmerksam Peterls Abgang, dann legte er sich in die dunkelste Ecke des Spritzenhauses zum Schlafen. Und es wäre vielleicht eine friedliche, ruhige Nacht geworden, wenn der Nachtwächter weniger ängstlich gewesen wäre.

In dieser Nacht nahm der seine Pflicht als Behüter der nächtlichen Ruhe des Dorfes besonders ernst. Sogar den alten Spieß, den er sonst als lächerliches Attribut seines wichtigen Amtes betrachtete, griff er sich aus dem Hühnerstall, wo der als Ersatz für die zerbrochene Sitzstange den Hühnern diente, und wanderte mit vorsichtigen, an dunklen Plätzen und Gäßchen immer langsamer werdenden Schritten durch den schlafenden Ort.

Am Spritzenhaus unterbrach er seinen nächtlichen Dienstgang und überlegte sich, ob es nicht angebrachter wäre, sich von dem inneren Zustande des nach seiner Meinung verlassenen Bärengefängnisses zu unterrichten.

Carlus feines Gehör hatte die herankommenden Schritte auch im Schlaf vernommen und in der Hoffnung, es könnte vielleicht doch sein Herr sein, legte er sich an das Loch im Tor.

Der Nachtwächter aber überlegte, ob es nicht doch besser wäre, bevor er sich in das Spritzenhaus wagte, einmal durch das vom Bären gerissene Loch hinein zu leuchten, um sich von der Ungefährlichkeit seines Vorhabens zu überzeugen. Langsam ließ er sich auf die Knie nieder, schob seine Laterne in das dunkle Loch und den Kopf hinterher — und sah plötzlich auf eine Armlänge vor sich den Kopf des Bären, aus dem ihn zwei im Scheine des Laternenlichtes unheimlich funkelnde Augen anstarrten.

Da zerbrachen Mut und Überlegung in dem sonst so ruhigen Manne — ein heiserer Schrei zerriß die nächtliche Stille und

ein kopflos gewordener Mensch rannte über den Marktplatz und hämmerte an die Tür der kleinen Gendarmeriestation.

„Der Bär is wieder da, der Bär is da!" Mit dem Ruf weckte er die beiden Polizisten des Ortes aus dem wohlverdienten Schlaf.

Ein Fenster öffnete sich und eine ruhige, besonnene Stimme erklang: „Was plärrst denn so — halt die Babb', weck net des ganze Dorf auf, der werd dich net fresse."

Bald darauf öffnete sich die Türe, und die Gendarmen traten zu dem verdatterten Nachtwächter heraus.

„Wo is er denn?" wollten sie wissen.

„Im Spritzenhaus is er drinne."

„Dann is doch alles in der Reih", gab der eine seiner Zufriedenheit mit der augenblicklichen Sachlage Ausdruck.

Vorsichtig gingen die drei Männer auf das Spritzenhaus zu. Noch immer stand die Laterne am Torloch und leuchtete den Männern friedlich entgegen.

Der Bär aber hatte sich wieder in das Dunkel des Raumes verzogen und starrte auf das Licht. Noch einmal wollte er es nicht wagen, aus dem schützenden Raum in das nächtliche Dorf auszubrechen. Das schreckliche Erlebnis der vergangenen Nacht lag ihm noch zu deutlich in der Erinnerung. Ängstlich lauschte er auf die Geräusche, die von draußen zu ihm drangen. Jemand hob die Lampe hoch, Schlüssel klirrten, und dann öffnete sich langsam das Tor. Drei Männer sah er im matten Schein der Laterne im Torbogen stehen.

Einer leuchtete mit der flackernden Laterne in die Ecken des Spritzenhauses und ließ dann den Lichtstrahl ganz auf ihn fallen. Eine ruhige Stimme ertönte, und Carlus feiner Instinkt sagte ihm sofort, daß er von diesen Männern nichts zu fürchten hatte, daß die ihm freundlich gesonnen waren. Er richtete sich auf und setzte sich auf die Hinterbeine, mit den Vorderbeinen bittende Gesten ausführend, so wie er sie immer am Schluß jeder Vorführung zum besten gab.

Der eine Beamte erriet auch sofort die Absicht des Bären.

„Ja, bist e brav Bärle, ganz brav", sprach er beruhigend auf Carlu ein, so wie man einen kläffenden Hund ansprach, und ging immer näher an Carlu heran.

Der andere leuchtete mit seiner Taschenlampe den Boden ab und fand die lange Kette, an der Mirko den Bären immer geführt hatte. Entschlossen ging der mutige Mann auf Carlu zu und ließ, während er mit der einen Hand den Kopf des Bären streichelte, den Haken der Kette in den Nasenring einschnappen.

Carlu ließ alles ruhig geschehen. Die Freundlichkeit der beiden Männer tat ihm wohl. Ihre gelassene Ruhe übertrug sich auf ihn und besänftigte seine aufgeregten, durch die Erlebnisse der letzten Stunden durcheinandergekommenen Sinne. Er fühlte sich nicht mehr so ganz verlassen wie vorher in der dunklen Einsamkeit seines Gefängnisses, und willig folgte er dem Mann, der ihn auf den Marktplatz hinausführte.

Der aufgekommene Mond beleuchtete eine seltsame Szene. Die beiden Männer mit dem Bären, dahinter der Nachtwächter mit Spieß und Laterne, die phantastischen Überschneidungen der alten gotischen Dachgiebel und Turmsilhouetten des Marktplatzes wirkten wie ein zum Leben erwachter Holzschnitt eines einfallsfrohen Künstlers aus Dürers Zeiten.

Der groteske Zug verschwand in dem Torschatten des kleinen Polizeigebäudes, das Tor schloß sich hinter Carlu und seinen Begleitern, und damit war die Vagabundenlaufbahn des armen Tanzbären beendet. Ein neuer Abschnitt seines ereignisreichen Lebens begann.

*

In derselben Stunde, in der man Mirko, den Bärenführer, begleitet von der teilnahmsvollen Dorfbevölkerung, zur letzten Ruhestätte trug, rasselte der große Transportwagen des Tiergartens durch das Tor im alten Turm am Dorfeingang. Noch sangen die Glocken vom wettergrauen Kirchturm ihr wehmütiges Lied und kündeten den Heimgang eines Menschen, als der Wagen vor der Polizeiwache hielt und Münzentaler, der Oberinspektor des Tiergartens, vom Sitz herabsprang.

Einer der Dorfpolizisten führte Münzentaler nach der kleinen Remise im Hof, in der man Carlu während der Nacht untergebracht hatte.

„Wissen Sie, wie der Bär heißt?" fragte der Inspektor den Führer.

„Carlu, soviel ich weiß", gab der zur Antwort und öffnete die Türe zur Remise.

Der Bär stand an der Mauer, die Kette hing ihm vom Nasenring herunter und endete an einem Mauerhaken. Neugierig und abwartend blickte er auf die Männer. Was wollten denn die schon wieder von ihm, warum ließ man ihm nicht seine Ruhe? Warum brachte man ihn nicht zu seinem Herrn? Mit leisem Knurren kündete er den an der Tür stehenden Männern seine Mißstimmung an.

Nun kam der eine auf ihn zu, sicher und ruhig, wie zu einem guten alten Bekannten, rief ihn mit seinem Namen an und sprach auf ihn ein. Carlu verstand nur seinen Namen, der Mann sprach anders als sein Herr.

Aber eines fühlte Carlu ganz deutlich, das war derselbe vertraute Ton wie bei seinem Herrn. Der war ihm bestimmt Freund, sagte ihm sein Instinkt, der wollte nichts Böses von ihm.

Und deshalb ließ Carlu es sich auch gefallen, daß ihn der Fremde von der Mauer löste und auf den Hof führte. Ohne Widerstand folgte er dem fremden Manne zu dem großen Transportkäfig vor dem Hause und kletterte hinter ihm über die Ladetreppe in den Wagen.

Ein freudiges Brummen entfuhr ihm — da lagen ja die große Trommel und der ihm so gut bekannte Glockenhelm seines Herrn in einer Ecke. Schnell ging er darauf zu und schnupperte mit gieriger Nase an den vertrauten Instrumenten herum. Sein Begleiter setzte sich auf eine Kiste und beobachtete den Bären aufmerksam, ließ ihn aber ungestört in seiner eifrigen Beschäftigung.

Mit einmal unterbrach der Bär das vergebliche Suchen nach

seinem Herrn. Das Rütteln des Wagens, der inzwischen in Fahrt gekommen, lenkte ihn ab. Mit einem beinahe verlegen klingenden, unsicheren Brummen setzte er sich nieder. Seine Augen ruhten auf dem stillen Mann in der einen Wagenecke.

Der erfahrene Tierpfleger kannte die Not des sich einsam fühlenden Tieres. Er setzte sich neben den Bären auf den Boden und sprach mit beruhigenden, tiefklingenden Lauten auf Carlu ein. Carlu lauschte mit zunehmender Befriedigung der vertraut klingenden Sprache und ließ sich das leise Kraulen des Fremden gerne gefallen.

So spannen sich auf der langen Fahrt allmählich feine Fäden beginnender Freundschaft zwischen den beiden Wageninsassen, und am Ende der Fahrt hatte sich Münzentaler ein klares Bild vom Charakter des Bären gemacht.

Bei dem war mit Gewalt und Strenge nichts zu machen. Der brauchte eine freundliche Hand und vor allem Gesellschaft. Denn eines war deutlich zu erkennen: der Bär litt außergewöhnlich stark unter dem Verlust seines durch die lange Zeit des Miteinanderlebens ihm so sehr vertraut gewordenen Herrn.

Die stundenlange Fahrt ging zu Ende. Der Wagen fuhr durch das Gelände des Tiergartens und hielt vor dem Bärenzwinger. Wärter öffneten den Wagen, und, geblendet vom grellen Sonnenlicht, kletterten Münzentaler und der Bär aus dem dunklen Wagen. Der Oberinspektor hatte Carlu wieder an die Kette gelegt und führte ihn zu dem bereits vorgerichteten geräumigen Käfig. Mit einer Handbewegung deutete er den Wärtern an, ihn mit dem Bären allein zu lassen. Dann klirrte ein Schlüsselbund, eine eiserne Tür schlug knarrend ins Schloß, und Carlu befand sich allein in seiner neuen Behausung.

Der große, geräumige Käfig stand auf dem Wirtschaftshof des Tiergartens und diente als Zwischenbehausung für neu ankommende Tiere, die sich hier erst einmal an die Zooluft gewöhnen sollten. Keine Menschen und Tiere waren zu sehen, nur selten kam ein Wärter oder Arbeiter in die Nähe des Geheges, wenn ihn sein Weg in eines der Wirtschaftsgebäude führte.

Still und ruhig war es in diesem abgelegenen Winkel des sonst so lauten Tiergartens.

Und still und ruhig wurde es um Carlu. Mit hochgerecktem Fang stand der Bär bewegungslos in seinem neuen Heim und lauschte auf das Geräusch der allmählich verklingenden Schritte Münzentalers. Dann senkte er den Kopf, und suchend wanderte sein Blick an den Wänden und Gittern seines Gefängnisses auf und nieder.

Nirgends ein Weg in die Freiheit.

Langsam durchdrang ihn das Erkennen seiner Lage.

Gefangen, eingesperrt — zum ersten Male hinter Gitter.

Beklemmende Unruhe befiel ihn. Was wollte man von ihm, was ging hier vor? Mit einigen Sätzen sprang er an das Gitter heran, faßte es mit den Vordertatzen und zwängte die Nase zwischen zwei der starken Eisenstäbe durch. Prüfend sog er die Luft durch die weitgeöffneten Nüstern. Merkwürdige, sonderbare Düfte meldete ihm der feine Sinn. Tiere, viele Tiere aller Arten mußten in der Nähe sein. Die untrügliche Nase kündete ihm ganze Geschichten.

Da war der warme, liebliche Geruch von Grasfressern, der ihn an den angenehmen Duft der großen Herden erinnerte, die er bei seinen Märschen auf den endlosen Landstraßen in den Wiesen und Weiden gesehen hatte; dazwischen der scharfe, beißende Geruch, den er selbst an sich hatte. Und dann die aufregende, feindselige Witterung von Katzen, die ihm jedesmal die Rückenhaare aufstehen ließ.

Wo waren die Tiere, die ihm ihre Nähe durch die Duftfahnen kündeten?

Aufgeregt rüttelte er an den Eisenstangen seines Käfigs. Doch bald erkannte er deren stählernen, unbarmherzigen Widerstand. Seine gewaltige Kraft zerbrach am kalten Eisengitter. Er fühlte die peinigende Erkenntnis des Gefangenseins.

Langsam ließ er sich zu Boden fallen und begann den endlosen, in seiner hoffnungslosen Ewigkeit so traurigen Marsch an den Gittern seines Gefängnisses.

Immer hin und her — immer dasselbe und ohne Ende. Bis die Nacht kam und über die Mauer, die den Wirtschaftshof vom Tiergarten trennte, die Stimmen der dort, so wie er, endlos in ihren Käfigen umherwandernden Tiere zu ihm herüberdrangen. Dann lag er und lauschte, bis ihn der Schlaf von der Qual des ersten Tages in der Gefangenschaft erlöste.

*

Der erste Sonnenstrahl weckte Carlu, und der freundliche Oktobermorgen verwischte nächtlichen Spuk und beengende Qual der Einsamkeit.

Auf dem Wirtschaftshof begann das tägliche Werk, und futterholende Wärter eilten geschäftig an Carlus Käfig vorüber. Ab und zu blieb einer stehen, rief dem Bären ein freundliches Wort zu und warf ihm einen Brocken Brot hin. Carlu verfolgte das lebhafte Treiben auf dem Hof mit großer Aufmerksamkeit.

Bald erschien auch Münzentaler am Käfig.

Carlu erkannte seinen neuen Freund sofort wieder und kam dicht an die Gitterstäbe heran.

Münzentaler griff furchtlos durch das Gitter und kraulte Carlus breite Stirn. Der große Braune ließ sich das gern gefallen und quittierte die Zärtlichkeit mit leisem Brummen.

Es war doch zu merkwürdig.

In der Nähe dieses Mannes schwand alle Angst, und das Gefühl des Einsamseins verwandelte sich in wohltuende Zufriedenheit. Geborgen und vertraut fühlte der Bär sich, solange dieser Mann bei ihm war. Und als Münzentaler den Käfig betrat, zeigte Carlu seine Freude durch lautes, wohliges Brummen an und rieb seine Nase an den Beinen des ruhigen Mannes, wie er es einst bei seinem nun für immer verlorenen guten, alten Mirko tat, wenn er dem sein Zärtlichkeitsbedürfnis andeuten wollte.

Münzentaler belohnte die Zutraulichkeit des Bären mit einigen süßen, trockenen Feigen, die er Carlu Stück für Stück in den

Fang steckte. Dann befestigte er eine stählerne Kette um den Hals Carlus und führte ihn daran aus dem Käfig hinaus auf den Hof und hinüber in den eigentlichen Tiergarten.

Eine geradezu sensationelle Viertelstunde brach für Carlu an. Die angestrengt arbeitende Nase konnte die Fülle der ihr entgegenströmenden Gerüche kaum noch bewältigen, und Augen und Ohren waren fieberhaft beschäftigt, all das Neue aufzunehmen. Ein Rausch der Sinne befiel den großen Tanzbären.

In seiner starken Erregung hatte Carlu sich unwillkürlich auf die Hinterbeine erhoben und trottete mit kleinen, schnellen Schritten neben seinem Führer durch den Garten, an den vielen Gehegen und Käfigen mit ihren vielartigen Insassen und Bewohnern vorüber.

Manchmal blieb er plötzlich stehen, wenn ihn eine fremdartige Witterung, ein seltsamer Laut oder ein neuer Blickfang besonders fesselte, und Münzentaler, der erfahrene Tierkenner, ließ dem aufgeregten Bären verständig Zeit, die Fülle der Eindrücke zu bewältigen.

Nur einmal mußte er mit starker Hand eingreifen und einen eiligen Fluchtversuch Carlus aufhalten.

Aus einer Seitenstraße kam plötzlich ein Elefant, der den großen Futterwagen des Gartens hinter sich herzog, in das Blickfeld Carlus. Mit einem Satz nach rückwärts wollte der Bär vor diesem Riesentier ausreißen. Münzentaler fing den Versuch mit aller Kraft ab und führte den zitternden Bären an den Elefanten heran. Doch als dieser mit seinem Rüssel spielend nach Carlu griff, nützte alle Kraft Münzentalers nicht mehr. Mit mächtigen, komischen Sprüngen rannte Carlu die Gasse hinab, und Münzentaler mußte mit, ob er wollte oder nicht. Carlu war nicht mehr zu halten. Im wiegenden, zockelnden Trab gings einige hundert Schritte dahin, immer weg von dem fürchterlichen Tier hinter ihm. Ohne im Lauf einzuhalten, bog Carlu ab und zu den Kopf nach rückwärts und schielte über die Schulter nach dem mächtigen grauen Ungeheuer. Da — endlich

war nichts mehr davon zu sehen, und keuchend blieb Carlu stehen.

Münzentaler wischte sich mit der freien Hand den Schweiß von der Stirne und sprach beruhigend auf den aus dem Häuschen geratenen Bären ein. Allmählich wich der Schreck aus dessen Augen, und, ruhig geworden, ließ sich Carlu folgsam die wenigen Schritte bis zum Bärenzwinger, seiner neuen Behausung, führen.

*

Carlu war mit dem ihm zugewiesenen Teil im Bärenzwinger vollständig zufrieden. Er konnte es da schon aushalten. Gitter waren so geschickt versteckt, daß er sie kaum noch merkte, und sonst war eigentlich alles vorhanden, was sich ein Bärenherz wünschen konnte. Eine geräumige Schlafhöhle für die Nacht, Unterstände gegen Sonnenhitze und Regen, ein Kletterbaum und, ganz wunderbar, ein Schwimmbad, für ihn, der so gerne ins Wasser ging, die höchste Wonne.

Auch das Futter, reichlich und gut, behagte ihm. Dazu kamen noch die vielen Spenden der Besucher, die er, der erfahrene Tanzbär, mit seinen Kunststückchen immer wieder anzulocken verstand.

Er hatte es bald zu einer richtigen Stammkundschaft gebracht, die nie versäumte, den drolligen und vielseitigen Bären aufzusuchen.

Mit seinem Wärter schloß er schnell Freundschaft. Ein ruhiger, freundlicher Mann, der ihm sein Behagen ließ, ihm auch immer bei jedem Besuch einen kleinen Leckerbissen gab und nie vergaß, ihm zum Abschied ein freundliches Wort oder eine kleine Zärtlichkeit zu schenken.

Das schönste an allem aber war seine Nachbarschaft.

Im Nebenkäfig hausten zwei kleine, einjährige Braunbären, putzige, drollige Kerlchen. Den ganzen Tag purzelten und kugelten die beiden im fröhlichen Balgen übereinander, ein Spiel, das sie nur dann unterbrachen, wenn der Wärter das Futter brachte oder wenn sie ihre nassen, schwarzen Nasen neu-

gierig zwischen die Gitter steckten, um ihren neuen Zwingergenossen zu beschnüffeln.

Dann war Carlu glücklich. Die größten Futtertüten und die besten Leckerbissen blieben unbeachtet. Zurufe, Bitten und Lockungen seiner treuesten Kunden ließen ihn kalt. Mit allen Sinnen beschäftigte er sich dann mit den beiden kleinen Petzen. Zärtlich leckte er ihnen Tatzen und Nasen, soweit das trennende Gitter es zuließ, und sang dabei mit tiefem Baß seine schönsten Bärenlieder.

Sein ganzes Empfinden beherrschte der heiße Wunsch, die beiden einmal in seinem Gehege zu haben. Ganz für sich allein. Als ihr Betreuer und Spielkamerad. Stundenlang konnte er liegen und hinüberstarren zu seinen quecksilbrigen Freunden.

Und manche freie Viertelstunde stand draußen Münzentaler am Zwinger und belauschte seinen neuen Schützling in seiner klar erkennbaren Sehnsucht. Und der mit den Süchten und Wünschen der ihm anvertrauten Tiere vertraute Pfleger erkannte die Harmlosigkeit des gutmütigen, großen Braunen und erfüllte Carlus sehnsüchtiges Verlangen.

Wie durch Zauberei verschwand am nächsten Morgen die trennende Gitterwand. Carlu lag faul und satt in der milden Oktobersonne, da schob sich das Gitter vor seinen Augen in die Felsen der Grotte, und der Weg hinüber war frei. Mit einem Ruck fuhr er hoch, blieb dann bewegungslos sitzen und wartete gespannt, was nun kommen würde.

Die beiden Jungbären nahmen die Sache nicht so tragisch. Kaum war das Gitter verschwunden, watschelten sie mit ihren krummen Beinen furchtlos hinüber zu ihrem vertrauten und längstgewohnten Freund und nahmen ausgiebig von ihm Besitz. Sie rissen und bissen an ihm herum, hielten das für harmloses Spiel, und Carlu war selig und ließ sich alles gefallen. Der große Braune verlebte einen glücklichen Tag.

Nur am Abend wäre es beinahe zu einem kleinen Drama gekommen.

Als der Wärter bei anbrechender Dunkelheit die Jungtiere wieder in ihren Käfig zurücktreiben wollte, stellte sich ihm Carlu mit zornigem Brummen. Er konnte es nicht begreifen, daß man ihm seine Spielkameraden wieder nehmen wollte. Hochaufgerichtet ging er dem Wärter entgegen. Eindeutig zeigte er dem Manne, daß er mit einer Trennung nicht einverstanden war.

Carlu fühlte sich als Beschützer der Jungpetzen. Die waren sein Eigentum. Die gab er nicht wieder her. Mochten sie es doch versuchen. Ein langanhaltendes, gefährliches Knurren kündete dem erfahrenen Tierpfleger die Gefahr. Er kannte das unberechenbare Wesen der Bären und stellte den Versuch, die kleinen Bären abzusondern, ein.

Carlu feierte seinen Sieg mit lautem Triumphgebrüll. Aufgeregt rannte er im Gehege umher. Eine große Wandlung war in dem gutmütigen Bären vorgegangen.

Die Kette, die ihn so lange dem Menschen untertan gemacht hatte, war zerrissen. Instinktiv fühlte und erkannte er seine Stärke — seine riesenhafte Kraft —, die ihn dem Menschen gleichstellte. Ihn, das große, starke Tier, das bisher nur die Gesellschaft des einen Menschen kannte, mit dem es sein Leben in enger Gemeinschaft lebte, überkam die Erkenntnis der Schwäche des Menschen.

Damit aber auch die Furcht vor den Menschen.

Solange Carlu mit dem einfachen Landstraßenzigeuner Mirko umherzog, wußte er vom Menschen nicht viel. Mirko hielt er für seinesgleichen. Sie wanderten zusammen, schliefen zusammen, nahmen ihre Nahrung gemeinsam ein, meistens dieselbe: Milch, Brot und Früchte. Sonnenschein und Regennacht, Hunger und Überfluß und die endlosen, immer gleichbleibenden Wanderungen erlebten sie nicht wie Herr und Tier, sondern ohne Unterschied wie zwei gleiche Wesen.

Dazu kam noch die einfältige Zuneigung, die diese beiden einsamen Wandergesellen miteinander verband. Ihre Einsamkeit, ihr Aufeinanderangewiesensein schaffte diese natürliche

Anhänglichkeit. Sie brauchten einander und liebten einander deshalb.

Sie kannten auch darum nicht die Furcht. Nicht die unwillkürliche Furcht des Menschen vor der Kraft und dem Unheimlichen der Bestie und nicht die unterwürfige Furcht des Tieres vor der geistigen Überlegenheit des Menschen.

Aber hier, in der ungewohnten Gefangenschaft, erwachte die Furcht vor dem Menschen.

Die Erkenntnis, daß der Mensch ihm diese Gefangenschaft aufzwang, daß der Mensch ihm etwas geben und nehmen konnte, löste den ersten Widerstand Carlus gegen den Willen eines Menschen aus.

Diese zweibeinigen Blaßgesichter sollten wissen, daß er sich nichts nehmen ließ, daß er sich widersetzen konnte. Er begriff nicht, warum sie ihm die kleinen Bären wieder nehmen wollten. Er kannte noch nicht die notwendigen Gesetze des Zoologischen Gartens.

Er fühlte nur eins: Er liebte die fröhlichen Jungtiere und war glücklich über ihre Gesellschaft. Und wollte ihren Besitz verteidigen mit seiner Bärenkraft, vor der die Blaßgesichter doch einen heimlichen Respekt hatten, wie er es eben erlebte.

Befriedigt über seinen Sieg legte er sich vor die kleine Höhle, in der die Petzchen schliefen, und hielt Wache. Die Wacht des stolzen Siegers, der sich seinen Besitz erkämpft hat.

Draußen aber, im Schatten eines Gebüsches vor dem Käfig, stand Münzentaler, der erfahrene, großherzige Tierfreund, und beobachtete Carlu mit geübten, wissenden Augen.

„Der paßt nicht in den Garten, nicht in die Käfiggefangenschaft", flüsterte er dem Wärter, der ihn herbeigeholt hatte, zu.

„Der braucht wieder einen Menschen, der sich viel mit ihm beschäftigt, und so einen werde ich ihm suchen", gab Münzentaler seiner Meinung Ausdruck und entschied damit das weitere Schicksal Carlus.

*

Münzentalers Urteil über Carlu bestätigte sich in den folgenden Tagen. Nur einem Menschen gestattete Carlu ein Näherkommen. Nur Münzentaler durfte sich in die Nähe des Bären wagen, und nur von ihm ließ er sich anfassen.

Der Wärter mußte seine Käfigbesuche auf das Notwendigste und Kürzeste beschränken. Kam der Wärter in den Käfig, dann ließ ihn Carlu nicht aus den Augen und verfolgte sein Benehmen zu den beiden Jungbären mit wachsamen, eifersüchtigen Blicken. Bei der täglichen Reinigung des Geheges drückte er sich an den Wänden herum oder lag lauernd und bewegungslos auf einem Platz, nur dem starken Wasserstrahl weichend, der den täglichen Unrat hinwegwusch.

Spielten die jungen Tiere mit dem Wärter, ließ er das ruhig geschehen. War dann der Wärter gegangen, so stürzte er sich auf seine Schützlinge und leckte sie, als wollte er alle Menschenwitterung wegwaschen, und reizte sie zum Spielen. Wollten sie nicht und lagen sie faul und satt in der Sonne, dann unterhielt er sie mit seinen harmlosen Künsten, schlug Purzelbäume, stand Kopf oder lief auf den Vorderbeinen um sie herum. Gingen sie auf sein Spiel ein und tollten mit ihm in dem geräumigen Gehege umher, war er glücklich.

Und so sah ihn eines Tages Albertini, der Besitzer einer kleinen Tierschau, den Münzentaler vor das Gehege geführt hatte. Der tüchtige Schaumann erkannte sofort den Reiz dieser Tiergruppe. Schnell entschloß er sich zum Ankauf.

Und damit begann Carlus Laufbahn als Zirkusartist.

Albertini war der richtige Mann für Carlu.

Als Kind zwischen Tieren aufgewachsen, auf das engste mit ihren Gewohnheiten, ihrem Wesen und ihrer Pflege vertraut, hatte er sich die wirkliche, unbewußte Achtung vor dem Tier bewahrt. Seine vielen Tiere waren ihm Hausgenossen, und wenn er von seiner Familie sprach, schloß er seine vierbeinigen Freunde ein.

Carlu hatte es gut bei ihm.

Ein großer, allen Anforderungen entsprechender Transportwagen beherbergte ihn und die beiden jungen Bären. Aber nur über Nacht und auf Reisen. Bei Tag baute ihnen Albertini einen Freikäfig auf. In der Mitte des Wagenparks, umgeben vom geschäftigen und fleißigen Leben einer Wanderschau, errichtete er ein Gittervierеck, groß genug, um reichlichen Platz zum Spielen und Faulenzen zu gewähren.

Es gab aber gar nicht so viel Zeit zum Nichtstun.

Albertini war ein fleißiger Tierlehrer. Er hatte sich eine hübsche Spielszene mit den drei Bären ausgedacht. Er trat als fahrender Bärenführer auf, mit Glockenhelm und großer Trommel, aus Mirkos Hinterlassenschaft erworben, und führte seinen abendlichen Zuschauern eine Viertelstunde Bärenunterricht vor.

Carlu war in seinen Künsten ganz groß vorwärtsgekommen. Kugellaufen, Radfahren und vieles andere hatte er schnell und spielend erlernt und auch sofort begriffen, daß er am Abend, in der Vorstellung, den beiden unbeholfenen Kleinbären als Vorbild dienen sollte, und unterstützte seinen Herrn und Lehrmeister mit großem Verständnis.

Albertini kannte keine Peitsche, kein Schlagen und Quälen seiner Tiere, er verlangte von ihnen nur, was in ihrem Wesen, ihren Fähigkeiten lag und holte das mit Geduld und kleinen Belohnungen aus den Tieren heraus. Jede Arbeitsstunde wurde zum Spiel, und spielend lernten seine vierbeinigen Schüler ihre harmlosen Kunststückchen.

Albertini hatte sich gründlichst am letzten Schauplatz Mirkos, in dem kleinen Maindorf, über die Leistungen Carlus erkundigt. Und Carlu war freudig überrascht, als ihm Albertini bei der ersten öffentlichen Vorstellung den altgewohnten Korb gab und ihm erlaubte, wie bei Mirkos Auftreten von den Zuschauern Liebesgaben einzusammeln. Nur durfte er das Erbettelte nicht mehr allein futtern, sondern brav und ehrlich selbst in drei Häufchen teilen und die beiden kleinen Bären teilnehmen lassen.

Carlu erfüllte diese Aufgabe mit peinlicher Gewissenhaftig-

keit und wachte eifersüchtig darüber, daß sich seine kleinen Freunde nicht gegenseitig bestahlen. Manche flinke Bärenmaulschelle setzte es ab, wenn er einen dabei erwischte, und die Zuschauer freuten sich und lachten beifallfreudig, wenn Carlu so einen kleinen Dieb am Ohr von dem Anteil des anderen wegholte.

Albertini errang mit der fröhlichen Bärennummer einen durchschlagenden Erfolg, und das Auftreten der drei komischen, drolligen Petze bildete den Höhepunkt jeder Vorstellung.

Selbstverständlich beeinflußte der große Erfolg die Behandlung der drei vierbeinigen Artisten. Albertini behütete seine Braunen mit der sorgfältigsten Aufmerksamkeit. Nur er selbst fütterte und pflegte sie, und keiner seiner Gehilfen durfte an die Bären heran.

Eine einzige Ausnahme gestattete er.

Seine beiden fröhlichen sechsjährigen Buben, Zwillinge, hatten sich mit den Bären innigst angefreundet und durften täglich in den Freizwinger klettern und mit ihnen spielen.

Dann begann immer ein toller Zirkus in dem Gehege. Carlu machte längst keinen Unterschied mehr zwischen den beiden kleinen Menschenkindern und den Bärenjungen. Er hing mit eifersüchtiger Zuneigung an der quecksilbrigen, quietschlebendigen zwei- und vierbeinigen Bande. Und wenn er ganz unten lag und die Vier über ihm, dann empfand er das wunderbare Gefühl tierhaften Wohlbefindens, dann war er selig.

*

Die fröhliche Bärennummer wuchs sich zu einem internationalen Erfolg aus, und mancher gute Auslandsvertrag belohnte die fleißige Arbeit Albertinis. Das gute Verhältnis seiner Jungens mit den Bären brachte ihn auf den Gedanken, die beiden Knaben mit den Braunen zusammen auftreten zu lassen, und der Erfolg bewies schlagend den Wert dieser Idee.

Im Juni 1914 rief ein lohnendes Engagement Albertini mit seinen Bären nach England. Ein großes Londoner Varieté bot

ihm einen ausgezeichneten dreimonatigen Vertrag an, und Albertini reiste Ende Mai mit seiner Frau, den beiden Jungens und den Bären nach London.

Im Westend der Riesenstadt mietete er ein kleines Häuschen, und jeden Abend holte der große Transportwagen die Artistenfamilie von dort zur Arbeit ab und brachte sie wieder hinaus. Ein friedliches, glückliches Leben rollte in dem freundlichen, grünumsäumten Häuschen ab.

Wenn die täglichen Proben vorbei waren und die Jungens nicht über ihren Schulbüchern saßen, dann tollten die fünf unzertrennlichen Artisten im fröhlichen Spiel durch den mit einem hohen Gitter gesicherten Garten, und die kleinen Londoner und Londonerinnen der Nachbarschaft steckten ihre mehr oder weniger schmutzigen Näschen durch die Gitterstäbe und rissen die Augen auf über die harmlosen Späße der ausgelassenen Bande.

Der Himmel hing voller Geigen.

Und doch braute sich ein furchtbares Gewitter zusammen, ein Unheil, wie es schrecklicher die Menschheit des 20. Jahrhunderts nicht treffen konnte.

Der erste Weltkrieg brach an.

Friedliche Völker zerfleischten sich im entsetzlichen Kampf, Freunde wurden Feinde, Gemeinheit und Habsucht feierten ihre widerlichen Orgien.

Albertini löste sofort seinen Vertrag und versuchte, mit einem neutralen Schiff in die Heimat, nach Deutschland, zu kommen. Man hielt ihn, den sprachgewandten, weitgereisten Artisten für einen Italiener und ließ ihn ziemlich unbehelligt.

Kurz vor Abfahrt des holländischen Schiffes aber verriet ein neidischer Kollege, der Dompteur Jan Jakubowski, das Deutschtum Albertinis der Polizei. Und an einem Morgen führte ein Polizeikommando die deutsche Artistenfamilie in ein Internierten lager ab.

Der wehmütige Abschied der Kinder von Carlu und den

beiden Jungbären ergriff sogar die abgebrühten Nerven der Polizisten, und sie übersahen taktvoll die Tränen, die Albertini über die Wangen liefen, als man ihm die Schlüssel zum Schlafkäfig der drei Bären abnahm.

Nicht der laute Jammer seiner Kinder um ihre Lieblinge und auch nicht unmännliche Rührseligkeit trieben ihm das Wasser in die Augen. Das Schicksal der drei Bären, die Sorge um die Tiere, um ihre Zukunft, ergriffen den willensstarken Mann. Er ahnte die Beweggründe seines Kollegen, fühlte die Ursache des Verrates ganz genau.

Der neidische Mann wollte die Bärennummer haben und nützte die Gelegenheit aus. Albertini kannte aber auch den harten, grausamen Charakter dieses Menschen. Ein feiger Peitschenschwinger, ein Tierquäler war der, ohne jeden Begriff und ohne jede Ahnung vom wirklichen Wesen der Tiere.

Das fürchtete Albertini, er ahnte das böse Schicksal seiner drei harmlosen, gutmütigen Tiere. Er wußte, daß er sie nie wiedersehen würde. Überlegend stand er vor dem Käfig.

Carlu hatte sich aufrecht an das Gitter gestellt und beobachtete aufmerksam die Vorgänge vor dem Wagen. Er fühlte mit dem feinen Instinkt des menschenverbundenen Tieres, daß sich da draußen etwas abspielte, das auch ihn selbst betraf. Unruhig riß er an den Gitterstäben herum. Ein leises Knurren kündete seine Erregung.

Albertini hatte sich zu einem Entschluß durchgerungen. Unterm Wagen, in der Futterkiste, lag der schwere Coltrevolver. Wenn es ihm gelang, den zu bekommen, konnte er mit einigen Schüssen Carlu töten. Dem braven Tier wollte er das Martyrium, das qualvolle Leben in der Gewalt eines Tierschinders ersparen.

Langsam bückte er sich, öffnete die Kiste und griff schnell nach der Waffe. Doch ebenso schnell sprang einer der wachsamen Polizisten herbei und schlug ihm den Revolver aus der Hand.

„Lassen Sie mich die Tiere töten, oder erschießen Sie sie

selbst", bat Albertini die Männer, „ich will sie nicht hilflos zurücklassen."

Der Führer der Polizisten erklärte aber, das dürfe er nicht; die Tiere seien als Eigentum eines feindlichen Ausländers beschlagnahmt, und er gab nun kurz den Befehl, Albertini und seine Familie abzuführen. Zwei Männer ergriffen Albertini und zogen den leise Widerstrebenden vom Käfig weg.

Carlu fuhr mit zornigem Gebrüll am Gitter hoch. Von rasender Wut erfüllt schlug er an die Stäbe, riß und zerrte daran, als wollte er den Käfig zerreißen, um seinem Herrn helfen zu können. Auch die anderen Tiere wurden von der Aufregung Carlus ergriffen und mischten ihr Brüllen und Knurren mit den Wutschreien Carlus. Draußen, vor dem Gartenzaun, standen neugierige Passanten und Nachbarn und lauschten auf das seltsame und ungewohnte Brüllen der verlassenen Tiere.

Lange dauerte das aufgeregte Toben und Schreien. Nur allmählich beruhigten sich die Bären. Manchmal, zwischen immer länger dauernden Pausen, zerriß ein heiseres Brüllen oder zorniges Knurren die Stille der einsamen Vorstadtstraße. Dann wurde es ganz still. Friedlich lag das hübsche Häuschen in der Morgensonne. Nichts kündete die Tragödie, deren erster Akt sich soeben hinter seinen Mauern abgespielt hatte.

Im Käfig, auf dem Hofe, schlich Carlu im endlosen Trott am Gitter hin und her. Von Zeit zu Zeit unterbrach er seine Wanderung und starrte erwartungsvoll nach der Tür, hinter der sein Herr verschwunden war — doch der kam nicht. Und Carlu setzte jedesmal mit einem hoffnungslosen Knurren seine sinnlose Wanderung an dem Gitter fort.

*

In der Mittagsstunde fuhr der große Transportwagen des Zirkusvarietés an dem verlassenen Häuschen vor. Jakubowski entstieg ihm, gefolgt von drei Tierwärtern des Zirkus. Die Männer trugen Dressurstangen und Ketten in den Händen.

Jakubowski, mit einer schweren Peitsche aus Nilpferdhaut bewaffnet, öffnete mit den Schlüsseln Albertinis die Haustüre und ließ die Männer eintreten.

Drinnen, im Hof, unterbrach Carlu plötzlich das Hinundherlaufen am Gitter. Er hatte das Geräusch näherkommender Schritte gehört und starrte gespannt auf das Gartentor. Jakubowski erschien zuerst. Er ging ganz nahe an den Käfig heran, und die Tierwärter folgten ihm.

„Zuerst den Großen heraus", entschied er, „Kette anlegen, derb anfassen. Er muß merken, mit wem er es zu tun hat."

Er öffnete den Zugang zum Käfig und trat furchtlos hinein. Carlu wich vor den Männern bis an die Wand zurück. Dort stellte er sich auf die Hinterbeine. Ein leises Knurren meldete seine Erregung. Die beiden Jungbären drückten sich furchtsam in einer Ecke des Käfigs aneinander.

Mit vorgehaltenen Dressurstangen näherten sich zwei Männer dem großen Braunbären. Carlu erkannte die beiden sofort. Es waren dieselben Zirkusdiener, die jeden Abend in der Vorstellung Albertini bei der Aufstellung der Dressurgeräte halfen. Er ließ sich auf die Vorderbeine fallen und ohne Sträuben das Stahlhalsband mit der Kette anlegen. Willig folgte er ihnen nach dem Transportwagen. Der andere Wärter hatte inzwischen den beiden Jungbären ebenfalls Ketten angelegt und schloß sich an.

Jakubowski war überrascht.

So einfach hatte er sich das doch nicht vorgestellt. Der große Bär benahm sich ja wunderbar verständig. Wenn der sich bei der Abendvorstellung ähnlich verhielt, dann lief die ganze Sache geradezu mühelos ab.

Mit dem ersten Teil seines Programms hatte er schon großes Glück gehabt. Als er Albertini verriet, tat er es mit dem Hintergedanken, sich die erfolgreiche Bärennummer kostenlos anzueignen. Und als er sich erbot, für die verlassenen und herrenlos gewordenen Tiere zu sorgen, ja, sich bereit erklärte,

sogar die Vorstellung zu übernehmen, waren die auf der Polizeistation froh, so leicht der Sorge um die Bären enthoben zu sein.

Nun schien sich auch der zweite Teil seines Unternehmens ebenso glücklich anzulassen. Grinsend und zufrieden mit sich selbst folgte Jakubowski den die Bären führenden Zirkusdienern in den Wagen.

Aber gerade mit dieser billigen Zufriedenheit bewies Jakubowski seine Unkenntnis des inneren Lebens, der feinen Instinkte der Tiere und übersah, daß nur das Vertrautsein mit den Wärtern, ja vielleicht die Meinung, von ihnen zu seinem Herrn geführt zu werden, das ruhige, folgsame Verhalten Carlus bestimmte.

Jakubowski kannte nur Tiere, die ihr ganzes Leben unter der brutalen Gewalt der furchtbaren Peitsche gelebt hatten, deren Tun und Handeln von der Furcht vor dieser Gewalt bestimmt wurde.

Er fühlte sich als unbezwingbarer, gefürchteter Herrscher über die Tiere, mit denen er bisher zu tun hatte.

Carlu bewies ihm aber schon im Wagen, daß er Furcht vor Menschen nicht kannte, daß er seine gewaltige Kraft anzuwenden wußte.

Als sich Jakubowski in seinem Selbstgefühl dem großen Braunbären näherte, empfing Carlu ihn mit dumpfem, warnendem Knurren und hochgezogenen Lefzen.

„Ich warne dich, rühr' mich nicht an", hieß das in der Bärensprache.

Und die kannte der alte Tierschinder aus manchem Erlebnis mit seinen gequälten Tieren nur zu gut. Schon griff er jähzornig aufbrausend zur Peitsche, doch ein Wärter hielt ihm den Arm fest.

„Laß das, reize das Tier nicht umsonst, feiger Hund!" fuhr er Jakubowski an und stellte sich vor den Bären hin.

Diese einfachen, tiervertrauten Männer mochten den kalten, herzlosen Menschen nicht und zeigten ihm das mit dem Selbstbewußtsein des Engländers offen und ohne Rückhalt.

Mit einem häßlichen Fluch setzte sich Jakubowski auf den Boden des Wagens. Er kannte die Einstellung der Männer zu ihm, war aber zu feige, sich zu widersetzen.

Noch brauchte er sie.

Aber nicht mehr lange. Der Vertrag Albertinis, in den er eingetreten war, lief in wenigen Tagen ab. Dann nichts wie fort aus London.

War er erst allein mit den Tieren, dann wollte er sie sich schon erziehen. Er war doch schon mit viel schwierigeren Sachen fertig geworden.

Daß diese Meinung falsch war, belehrte ihn Carlu schon in der ersten Probe.

Auf der schwacherleuchteten Bühne im menschenleeren Theater wurde eben der Probenkäfig aufgebaut, als der Transportwagen an der Bühnenrampe vorfuhr. Ohne den drei Bären Zeit zur Erholung zu gönnen, ließ er sie sofort in den Käfig bringen. Dann eilte er schnell in die Garderobe Albertinis, um sich umzuziehen. Dort hing das Kostüm Mirkos, das Albertini jeden Abend zur Vorstellung trug. Rasch schlüpfte Jakubowski in den Anzug, schnallte sich Glockenhelm und Trommel an und ging auf die Bühne.

Im Käfig liefen die beiden Jungbären unruhig und aufgeregt hin und her. Carlu stand in sonderbarer, lauernder Haltung einige Schritte vor der Käfigtüre und beobachtete die beiden Hilfswärter, die draußen vor dem Käfig die Dressurgeräte bereitstellten.

Plötzlich stand Jakubowski vor der Türe. Mit lauter, harter Stimme gab er den Männern Anweisungen.

„Ich beginne mit der Schaukel! Halten Sie draußen den Hydrantenschlauch bereit und benützen Sie ihn rücksichtslos, falls die da drinnen Geschichten machen!“ befahl er.

Einer der Männer trug die Schaukel in den Käfig, während der andere sich mit dem Schlauch bewaffnete, aus dem man einen starken Wasserstrahl in den Käfig schicken konnte. Dann betrat Jakubowski den Käfig.

Carlu wich nicht einen Schritt zur Seite. Er hatte die Maskierung mit Mirkos Kleidern sofort durchschaut und fühlte das Neue, Ungewohnte, das da vor sich ging, mit wachsamen Sinnen.

Jakubowski trat an die Schaukel und gab dem großen Bären mit den gleichen Worten, die er Albertini abgelauscht hatte, den Befehl, auf die Schaukel zu steigen.

„Allo! Allo! Komm, Brauner!"

Carlu rührte sich nicht — nur in seinen Augen glomm ein leichtes Funkeln auf. Jakubowski trat einen Schritt näher an den Bären heran. Mit scharfem Klang in der Stimme wiederholte er den Befehl. Carlu überhörte den Zuruf. Ruhig, als ginge ihn die ganze Sache nichts an, blieb er auf seinem Platz stehen. Nur die Augen, unruhig flackernd, verrieten das Leben in ihm. Das feinnervige Tier erriet die Ohnmacht dieses Mannes. Der konnte ihm nichts befehlen. Dem fehlte die geheimnisvolle Macht der beiden Männer, mit denen er bisher gearbeitet hatte — die Macht, der man gerne gehorsam war.

Der Mann aber, der da in den Kleidern seines alten Freundes vor ihm stand, hatte sie nicht.

Der war hilflos, und sein Schreien prallte ohne jede Wirkung von Carlu ab.

Wieder einen Schritt näher an den Bären herantretend, gab Jakubowski dem großen Tier erneut den Befehl: „Allo! Allo! Auf die Schaukel, Brauner!"

Carlu reagierte auf das Kommando in einer Weise, die dem schon stark erregten Dompteur eine Welle roter Wut über das Gesicht trieb. Schon lange hatte Jakubowski das hämische Grinsen der Tierwärter gesehen und sich darüber geärgert. Nun schien ihn auch noch der Bär verspotten zu wollen.

Als wäre er allein im Käfig, drehte sich Carlu auf den Befehl Jakubowskis gelassen und ruhig um, trottete zu den beiden Jungbären, die ängstlich in einer Ecke kauerten, legte sich dazu und begann, seine Vordertatzen mit aufreizender Ruhe zu lecken.

Das gab der ohnehin schon im Schwinden begriffenen Geduld des zornigen Mannes den Rest. Mit heiserem Wutschrei sprang er auf den Bären zu, griff nach der Peitsche und ein furchtbarer Hieb sauste auf Carlu herab.

Der Bär erhob sich, schüttelte den Schlag ab, als hätte ihn ein Strohhalm gestreift, ließ ein warnendes, dumpfes Knurren hören, stellte sich auf die Hinterbeine und stand drohend in seiner imponierenden Größe vor dem wutbebenden Dompteur.

Wieder zischte die Peitsche durch die Luft.

Doch traf sie Carlu nicht mehr. Von einem gewaltigen Tatzenhieb getroffen, flog Jakubowski an das gegenüberliegende Gitter des Käfigs.

„Den Hydranten öffnen, den Wasserstrahl!" schrie der am Boden Liegende den Wärtern zu.

Doch das weitere Verhalten Carlus war derartig überraschend, daß es den draußen stehenden Männern im sprachlosen Staunen die Mäuler aufriß. So etwas hatten die beiden tiererfahrenen, alten Zirkusdiener noch nicht erlebt.

Als wäre überhaupt nichts Ungewöhnliches geschehen und alles in bester Ordnung, trottete Carlu nach der Ecke des Käfigs, wo die großen bunten Kugeln lagen, griff sich die größte heraus, bestieg sie und rollte mit komischen Balancebewegungen auf die Schaukel, so, wie er es bisher täglich in Probe und Vorstellung zu tun gewohnt war. Angeregt durch das Vorbild ihres großen Kollegen bestiegen nun auch die beiden Jungbären ihre Kugeln und führten zusammen mit Carlu den schweren Balanceakt aus, als stünde Albertini vor ihnen mit seinen ruhigen, leisen Kommandos.

Die Männer vor dem Käfig konnten sich noch immer nicht von ihrem Staunen erholen.

Besaß denn dieses große, starke Tier Menschenverstand?

Besser als dieser Bär konnte man dem jähzornigen Tierschinder die Überlegenheit nicht zeigen. Nummer für Nummer ihres gewohnten Programms zeigten die drei Bären unter der

Führung Carlus. Ruhig und in richtiger Folge. Und kümmerten sich nicht im geringsten um Jakubowski.

Der hatte sich schon längst erhoben, blieb aber, ebenso überrascht von dem Verhalten Carlus wie die beiden Wärter, an der Gitterwand des Käfigs stehen. Er beteiligte sich auch nicht am Austausch der Dressurgeräte, sondern ließ die beiden Wärter, die schnell begriffen hatten, um was es hier ging, allein arbeiten. Er fühlte, daß die gelassene Ruhe des Bären nur Schein war, daß ihn das Tier auch nicht eine Sekunde aus den Augen ließ. Und er bekam sofort eine Bestätigung dieses Gefühls, als er sich nach der Peitsche bückte, die er im Sturz verloren hatte.

Carlu unterbrach im gleichen Augenblick seine Arbeit, erhob sich drohend und ließ ein warnendes Knurren hören.

„Lassen Sie die Peitsche liegen", warnte einer der Wärter Jakubowsky, „die brauchen Sie bei dem nicht mehr", bückte sich dann selbst nach der Peitsche und trug sie aus dem Käfig. Carlu ließ das ohne jedes Zeichen von Anteilnahme geschehen.

Die Probe ging zu Ende und die Bären folgten gehorsam den Wärtern in den Zwischenkäfig, in dem sie die Zeit bis zum Beginn der Vorstellung verbrachten.

Die Abendvorstellung verlief ohne jeden Zwischenfall. Jakubowsky befolgte die warnenden Ratschläge der Wärter und unterließ jede Reizung der Tiere, nahm auch die Peitsche nicht in den Käfig mit. Nach der Vorstellung verließ er sofort das Varieté und überließ den Wärtern die Versorgung der Bären. Mit der Theaterleitung hatte er vereinbart, daß die Tiere bis zur Beendigung des Vertrages und seiner Abreise im Zirkusgebäude bleiben konnten. Bis dahin, bis er allein war mit den Bären, schob er die Abrechnung mit Carlu hinaus. Hier stand er zu sehr unter der Wachsamkeit der Wärter, die ihn nie allein zu den Tieren ließen. Immer stand einer dabei und beobachtete sein Verhalten.

Doch das dauerte ja nicht mehr allzu lange. Aufgeschoben war nicht aufgehoben. Ungestraft sollte der Bär nicht davonkommen. Dem wollte er schon noch zeigen, wie sein neuer Herr

beschaffen war. Er kannte Mittel, durch die man solche Bestien klein bekam. Ganz klein!

Jakubowski freute sich schon auf diesen Tag.

*

Der Vorhang fiel unter dem Beifall der Zuschauer. Das Gastspiel der tanzenden Bären Albertinis war beendet. Draußen, an der Laderampe im schlecht erleuchteten Hof, stand ein Transportwagen. Varietédiener schleppten die Requisiten und Dressurgeräte herbei und verstauten sie im Dunkel des Wagens. Dann brachten zwei Wärter die Jungbären und ein dritter Carlu zum Wagen. Leise klirrten die Ketten, an denen die Bären geführt wurden. In den Angeln kreischend, schloß sich die Wagentüre hinter den drei Braunen.

Jakubowski, an der Rampe lehnend, verfolgte die Verladung der Tiere ohne einzugreifen. Er trug eine schwere Peitsche in der Hand. Ab und zu schlug er sich damit klatschend an die hohen Stiefel. Aufreizend klang dies und herausfordernd. Als letzter bestieg er den Führersitz und gab mit der Peitsche das Zeichen zur Abfahrt.

Der eine der beiden Wärter sandte dem Wagen einen derben Fluch nach und wandte sich dann seinem Kollegen zu.

„Der Kerl wird ja dem armen Tier eine Hölle bereiten", knurrte er und spuckte seinen ausgelaugten Prim verächtlich hinter dem Wagen her.

Draußen im Osten Londons, am Gallions Beach, lag das 3000-Tonnen-Schiff, die „Mary Coleman", auf der Jakubowski Logis und Fracht zur Überfahrt nach Amerika belegt hatte. Leise schaukelte der schwarzgestrichene Steamer auf den schmutzigen Wassern der Themse und die Landungsbrücke begleitete das Auf und Nieder des Schiffes mit wehleidigem, unangenehm klingendem Ächzen.

Auf dem Steg standen zwei Männer und warteten auf die Ankunft des Transportwagens. Stiernackige, muskulöse Gestalten, mit richtigen Whiskygesichtern. Jakubowski hatte die

beiden in einer der dunklen Hafenkneipen aufgegabelt und zur „Pflege" der Bären angeheuert.

Die Uhr vom Turm des Lotsenhauses schlug zwölf, als endlich der Wagen aus der gelberleuchteten Nebelsauce auftauchte und vor der Landungsbrücke hielt. Jakubowski sprang vom Führersitz herab, begrüßte die Männer kurz mit salutierender Bewegung der Peitsche und gab die Befehle zum Ausladen.

„Nehmt zuerst die jungen Tiere heraus und zuletzt den alten, dann folgt er williger. Kettet die Bären an und verschließt die Käfige gut."

Darauf bestieg er das Schiff und besichtigte die beiden Käfige, die am Vorschiff auf Deck standen und den Bären zum Aufenthalt während der Überfahrt bestimmt waren: zwei Meter hohe und ebenso breite und tiefe, aus schwerem Holzgitterwerk gearbeitete Kästen. Am Boden befand sich je ein Eisenring zum Anketten der Bären.

Das Verladen der Tiere ging ohne Zwischenfall vorüber. Carlu ließ sich widerstandslos in seinen Käfig führen und dort anketten. Erst als er den Sinn der Kette begriff, wurde er unruhig. Er versuchte von der Kette loszukommen, als ihm das aber nicht gelang, riß und zerrte er mit wilder Kraft daran. Doch hielt ihn die Kette mit stählerner Fessel fest. Bald fühlte das geängstigte Tier das Aussichtslose seiner Anstrengungen. Am ganzen Körper zitternd, legte sich Carlu nieder. Sein dumpfes, klagendes Brummen klang unheimlich über das Deck.

Jakubowski beobachtete Carlu vom Fenster des Steuerhauses aus. Noch wollte er sich dem Bären nicht zeigen. Das hatte Zeit. Der sollte erst einmal mürbe werden in dem engen Käfig. Dann erst wollte er abrechnen mit ihm. Gründlich abrechnen. Er hatte nichts vergessen: den Schlag nicht und nicht die Blamage vor den Varietédienern. Das alles wollte er der heimtückischen Bestie heimzahlen und ihr Gehorsam beibringen. Aber auf seine Art. Und auf diese Stunde freute sich Jakubowski. Langsam stieg er die Eisentreppe zum Achterdeck herab und begab sich in seine Kajüte.

Auf Deck machte man das Schiff klar zur Abfahrt. Die Besatzung holte den Anker ein und warf die Landungstaue ab. Die Maschinen setzten ein und mit vorsichtiger Fahrt glitt die „Mary Coleman" die Themse hinunter. Der Nebel über den Fluten erlaubte höchstens eine Sicht von zwei bis drei Schiffslängen und immer wieder zerriß das warnende Geheul des Nebelhorns die nächtliche Stille.

Carlus Erregung steigerte sich immer mehr. Das Ungewohnte der Schiffsbewegung, das Heulen und Kreischen der Sirenen und die Qual der Kette versetzten das Tier in einen Zustand hilfloser Angst. Mit lautem, heiserem Gebrüll schrie er seine Not in die Nebelnacht hinaus. Doch niemand kam, niemand nahm ihm das Gefühl des Verlassenseins. Noch nie sehnte sich Carlu so sehr nach der Stimme eines freundlichen Menschen wie in dieser endlosen Nacht.

Drei Tage mied Jakubowski das Vorschiff. Nicht ein einziges Mal ließ er sich während dieser Zeit in der Nähe des Käfigs sehen. Der Schiffsmannschaft verbot er, sich irgendwie mit dem Bären zu beschäftigen. Ja, auch nur kurze Zeit am Käfig stehen zu bleiben war ihr untersagt.

Jeden Morgen kam einer der neuen „Wärter" und reinigte mit einigen Kübeln Seewasser, die er einfach durch die Gitterstäbe goß, den Käfig, warf einige Brocken Futterbrot hinein und damit war die ganze Pflege und Warte des Tieres nach seiner Meinung erledigt.

Carlu lag tagsüber bewegungslos und ohne Teilnahme am Geschehen um ihn herum in seinem Gefängnis. Des Nachts wanderte er, soweit es ihm die Kette erlaubte, rastlos umher. Von Zeit zu Zeit verriet ein zorniges oder klagendes dumpfes Brummen seine innere Erregung.

Am vierten Tage erschien plötzlich Jakubowski vor dem Käfig. Carlu fuhr aus seiner dumpfen Ruhe auf und beobachtete mit flackernden Lichtern den gehaßten Mann. Der öffnete den Käfig und blieb an der Türe stehen, hob die Peitsche und

schwang sie prüfend einigemal durch die Luft, dann ließ er sie mit grausamer Wucht auf Carlu niedersausen.

Carlu sprang seinen Peiniger an, doch die Kette riß ihn zurück. Wieder und wieder zischte die Peitsche auf das Tier herab. Noch einmal versuchte Carlu, an den wütend auf ihn einschlagenden Mann heranzukommen, doch die Kette war zu kurz und von ihr kam er nicht los. Jakubowski aber hütete sich, in die Reichweite des Bären zu kommen.

Carlu begriff sehr schnell die Unmöglichkeit, auf diese Weise den Schlägen zu entgehen und änderte plötzlich seinen Stand. Er zog sich in die der Käfigtüre gegenüberliegende Ecke zurück und erwartete, hoch aufgerichtet, dort die Angriffe Jakubowskis. Sein lautes zorniges Brüllen zerriß die friedliche Stille des Vorschiffs und rief die dienstfreie Mannschaft der „Mary Coleman" auf Deck.

Jakubowski wollte keine Zeugen haben bei seiner „Bärenerziehung" und unterließ jeden weiteren Angriff auf Carlu. Vor allem aber war es ihm zu gefährlich, sich weiter in den Käfig hineinzuwagen, und das brauchte die neugierig gaffende Schiffsmannschaft nicht zu sehen. Mit lautem Knall warf er die Käfigtüre zu, schloß sie ab und verschwand unter Deck. Es gab ja noch andere Mittel, den Bären kirre zu machen.

Jakubowski rief seine beiden Wärter in die Kabine und gab ihnen die neuen Anordnungen für die Behandlung Carlus bekannt: „Nicht mehr füttern. Auch kein Wasser und keinerlei Beschäftigung mit dem Tier. So lange nicht, bis er andere Anordnungen treffen würde."

Aber auch Carlu änderte sein Verhalten zu den Menschen von dieser Stunde an.

Kam irgendeiner der Mannschaft in die Nähe des Käfigs, so richtete er sich zu imponierender Größe auf. Ein dumpfes zorniges Knurren warnte jeden Menschen, ihm nahe zu kommen. Die hochgezogenen Lefzen ließen drohend das gewaltige Gebiß sehen und verdarben jedem die Lust, in den Bereich der Zähne und Tatzen Carlus zu kommen.

Auch Jakubowski.

Er unterließ jeden Versuch, den Käfig des sichtbar angriffsbereiten Tieres zu betreten. Der Schiffsbesatzung aber fehlte die Zeit dazu. Von den Küsten Neufundlands und Neuschottlands pfiff es mit Windstärke 10 über die See her und der haarige Sturm trieb grünschwarze Wellenberge vor sich her, deren Größe und Ausdehnung die Mannschaft der „Mary Coleman" voll und ganz beschäftigte.

Die schwere See warf das Schiff wie ein Kinderspielzeug umher, und alle Hände an Bord waren beschäftigt, die Ladung vor einer Verlagerung zu bewahren. Niemand kümmerte sich mehr um die auf Deck dem Unwetter schutzlos preisgegebenen Bären. Die tobende See warf die Jungbären von einer Ecke ihres Käfigs in die andere und immer wieder schickte sie eiskalte Sturzseen über das Schiff. Die schweren Brecher rissen und rüttelten mit unheimlicher Gewalt an den Schrauben, die die Holzkäfige auf Deck festhielten.

Die Tiere fühlten die Gefahr. Ihr kreischendes angstvolles Gebrüll vermischte sich mit dem grellen Gesang des Sturmwindes und dem Rollen und Stampfen der Wellen zu einem grausigen Lied. Carlu klammerte sich mit aller Kraft an die Stäbe seines Käfigs. Kam eine Sturzwelle, so preßte er sich so fest wie möglich an die Gitterstäbe, die sich knarrend und ächzend unter der Gewalt der Wasser bogen.

Von Zeit zu Zeit setzte der Sturm aus, als wenn er Atem holen wollte. Dann aber brach er von neuem über das Schiff herein, und jedesmal trieb er eine haushohe dunkle Wasserwand vor sich her, die mit rasender Gewalt über Deck fegte.

Die Angst der drei Bären stieg ins Unerträgliche. Verzweifelt rissen sie an den Ketten, die sie an den Käfigboden fesselten. Doch ihre Kraft reichte nicht aus, die stählernen Fesseln zu zerreißen.

Der Mann am Steuerrad sah die Not der Tiere. Er rief durch das Sprachrohr in das Logis hinunter: „Der Tierbändiger soll mit seinen Gehilfen 'rauf kommen und die Tiere unter Deck

holen, bevor sie von den Wassern erschlagen oder über Bord gespült werden."

Jakubowski, der gelb vor Angst zitternd in seiner Kabine hockte, ließ dem Rudergast sagen: „Er möge ihn in Ruhe lassen. Die da oben würden nicht gleich verrecken. Er hätte mit sich selbst genug zu tun."

„Der Kerl ist zu feig, nach oben zu kommen", meldete der Mann am Sprachrohr dem Kapitän, der in dieser gefährlichen Stunde neben seinem Steuermann stand. Der griff nun selbst ein . „Holt den Kerl mit Gewalt herauf", befahl er der Wache unter Deck, „doch schnell, ehe es zu spät ist."

Draußen aber, an Deck, entschieden die wütenden Elemente selbst das Schicksal der Bären.

Wieder stürzte sich einer der gewaltigen Wasserberge brüllend und donnernd über das Vorschiff und unter seiner unheimlichen Gewalt zerbrachen die hölzernen Gitterstangen wie Streichhölzer, klirrend zersprangen die Stahltrossen, mit denen die Käfige auf Deck vertäut waren und die Überreste der Käfige landeten mit voller Wucht an der Stirnwand des Steuerhauses. Die Bären wurden von den Wassermassen mitgerissen und lagen nun betäubt von der Gewalt des Anpralls am Steuerhaus.

Carlu erholte sich zuerst von dem überstandenen Schrecken, und mit dem naturverbundenen Gefühl des Tieres erkannte er sofort die Möglichkeit, hinter dem Steuerhaus eher Schutz vor den heranrollenden Wassern zu finden. Er benützte eine Atempause des Sturmes, um sich dorthin in Sicherheit zu bringen. Mit Fang und Tatzen trieb er dabei die Jungbären vor sich her.

Die beiden Tiere schleiften ein Brett hinter sich her, an dem ihre Kette befestigt war und damit verfingen sie sich an der Treppenstütze, die zum Ruderhaus hinaufführte, blieben hängen und kamen nicht wieder frei.

Der Sturm setzte erneut ein. Eine ungeheure Wasserwand erhob sich vor dem Schiff und raste mit furchtbarer Gewalt über Deck. Das Schiff wehrte sich ächzend und krachend gegen den Anprall. Die drei Männer im Steuerhaus hingen mit ver-

zweifelter Kraft am Ruder, um Kurs und Fahrt zu halten. Niemand konnte sich um die wehrlos dem tobenden Wasser ausgelieferten Bären kümmern.

Das Wasser verlief sich. Ein Stück der Reling war über Bord gegangen. Im Schiffsgeländer klaffte eine breite Lücke. Die Jungbären waren verschwunden. Mitgerissen von der Sturzsee in das kochende grünschwarze Wasser.

Carlu wurde an die Türe, die zum Mannschaftslogis führte, geschleudert. Das alte, ausgeleierte Schloß zerbrach unter der Wucht des Anpralls. Eine Flut — eiskaltes, schmutziges Wasser — ergoß sich in den Korridor und riß Carlu mit hinunter.

Geblendet vom Seewasser, aus zahlreichen Wunden blutend, lag der Bär in dem dunklen Korridor. Seine Angst stieg bis zum besinnungsraubenden Entsetzen. Flucht — schnelle Flucht vor den unheimlichen Gewalten der brüllenden See riet ihm sein Instinkt. Er erhob sich und tastete sich durch die Finsternis des Schiffsganges bis zum Mannschaftslogis, aus dessen halboffener Türe ein schwacher Lichtschein ihm den Weg zeigte.

Auf den Befehl des Kapitäns hatte die Unterdeckwache Jakubowski aus seiner Kabine in das Logis geholt. Eben im Begriff, das schützende Ölzeug anzulegen, hörten die Männer den Krach der einbrechenden Türe und schon kam auch das eingeflutete Wasser dahergeschossen. Schnell eilten die Leute über die Nottreppe zum Deck, um den Schaden abzudichten. Um Jakubowski kümmerten sie sich nicht mehr. Mochte der sich selber helfen.

Was sich dort unten abgespielt, hat nie ein Mensch erfahren. Der einzige, der es erzählen könnte, war für immer verstummt.

Als die Männer nach dem Abflauen des Sturmes und den notwendigen Ausbesserungen der Schäden an Deck in ihr Logis zurückkehrten, bot sich ihnen ein unheimliches Bild dar.

Jakubowski lag tot in dem Logis, krampfhaft umschloß die erkaltete rechte Hand einen schweren Coltrevolver. Der Bär hockte in der Nähe des Toten und leckte sich die rechte Tatze, die durch einen Schuß verletzt war. Am Körper des toten

Mannes fand sich keine Spur einer Verwundung, keine Riß- oder Schlagwunde vor. Der Schrecken mußte ihn getötet haben.

Carlu ließ sich von den herbeigerufenen Wärtern widerstandslos in einen provisorischen Käfig führen.

Die letzten beiden Reisetage der „Mary Coleman" verliefen ohne jeden Zwischenfall. In Boston übergab der Kapitän Carlu dem Zoologischen Garten, der den großen, gutgepflegten Bären gern als Geschenk annahm.

*

Im Herbst 1919 traf ich Albertini im Deutschen Theater in München wieder. Wir hatten uns seit Kriegsbeginn nicht mehr gesehen. Ich brauchte zu einem Spielfilm einen sibirischen Bären. Albertini zeigte in dem Varieté eine Bärennummer, und wir wurden schnell über alles einig. Als ich ihn fragte, ob ich ihm einen Tiertransportwagen schicken sollte, um den Bären in das Atelier zu bringen, schüttelte er lachend den Kopf.

„Nicht nötig", meinte er, „mein Carlu fährt Taxe, der benimmt sich durchaus anständig."

Es stimmte auch. Als ich am Morgen mit meinem Wagen am Varietéausgang vorfuhr, stieg Carlu mit einer selbstverständlichen Ruhe in das Auto und betrug sich während der Fahrt wie jeder andere Autogast.

In der Mittagspause, beim Essen, saßen wir im Ateliergarten alle friedlich beisammen. Carlu lag wie ein Hund neben seinem Herrn. Man sah es dem großen, mächtigen Tiere an, daß es mit zärtlicher Liebe an Albertini hing.

Während der Ruhestunde erzählte uns Albertini die Geschichte seines Bären.

„Eines werde ich nie vergessen", schloß er den spannenden Bericht, „das Wiedersehen mit dem Bären im Zoo von Boston."

Er unterbrach sich einen Augenblick, beugte sich zu Carlu nieder und strich ihm liebkosend über den zottigen Kopf.

„Nach meiner Entlassung aus dem Interniertenlager betrieb ich die Forschung nach meinen Tieren mit allen Mitteln. Der

Kapitän der „Mary Coleman", dessen Adresse ich durch Lloyd in London erfuhr, gab mir Carlus Aufenthalt bekannt. Er erzählte mir auch sein Schicksal an Bord des Schiffes und das Ende Jakubowskis. Sobald ich konnte, reiste ich nach Boston", fuhr Albertini in seiner Erzählung fort.

„Und auf einmal stand ich vor dem Käfig, vor Carlu."

„Ich trat so dicht wie möglich an die Gitterstäbe heran und rief den Bären bei seinem Kosenamen, den ihm meine beiden Knaben gegeben hatten."

„Luzo — Luzo!!"

„Mit einem Ruck riß der Bär den Kopf hoch. Wieder rief ich ihn an. Der Bär starrte mich an — lange — bewegungslos. Dann ging ein Zittern durch seinen Körper. Mit einem Sprung hing er an den Gittern und riß und zerrte daran, als wollte er das Hindernis zwischen ihm und mir in Fetzen zerreißen."

„Der neben mir stehende Leiter des Zoos gab mir den Drücker zum Käfig in die Hand. ‚Gehen Sie zu ihm hinein'."

„Und drinnen, im Käfig, erlebte ich eine Begrüßung, die mich beinahe einige Rippen gekostet hätte."

„Am nächsten Tag bekam ich die Erlaubnis, den Bären mitzunehmen' — und jetzt werden wir uns so schnell nicht mehr trennen."

„Nicht wahr, Luzo?"

Carlu hob den Kopf, ließ ein zufriedenes Grunzen hören und blinzelte dann wieder behaglich in die milde Herbstsonne.

Er war bestimmt damit einverstanden.

Die letzten Drei vom Zirkus Grotjansen

„Fünfzehnhundert Mark sind geboten! Niemand mehr? — Kein Angebot?“ fragte der Mann die Menschenmenge, die vor ihm auf den Bänken in dem kleinen Zirkuszelt saß und der Versteigerung des Nachlasses Pieter Grotjansen aus Amsterdam beiwohnte. Viele Neugierige und wenig Käufer darunter, zum Leidwesen des Auktionators, der sich redlich mit viel Stimmkraft und Humor mühte, möglichst viel aus dem lebenden und toten Inventar des Zirkus herauszuschlagen.

Eigentlich gehörte das ganze vielgestaltige Tierzeug jetzt der Nederlandschen Staats- und Finanzkasse in Amsterdam, der Herr Pieter allerhand Steuern schuldig geblieben. Aber was fängt schon eine Finanzkasse mit Löwen, Pferden, Affen und Elefanten an. Sie beauftragte deshalb den Auktionator Oskar Witzig zu Berlin, das gesamte Zirkus-Drum und Dran zu Geld zu machen.

Und darum stand Herr Witzig hinter seinem Pult, den Hammer in der Hand, und fragte zum dritten Male, ob denn gar keiner mehr als fünfzehnhundert Mark für den Elefanten bieten wollte, den er eben unter dem Hammer hatte.

„Greifen Sie doch zu, meine Herrschaften“, ermunterte er seine schweigsamen Zuhörer. „So billig kommen Sie doch nie

wieder zu einem Elefanten. Fünfzehnhundert Mark! — Na hören Sie, das ist ja noch nicht 50 Mark für den Zentner, das kostet ja schon bald jeder bessere Ochse! — Also ran, sag ich Ihnen, frisch und ohne Bescheidenheit. Fünfzehnhundert sind geboten!"

Der, den alles am meisten anging, stand ruhig wenige Schritte neben dem Pult des Auktionators. Ununterbrochen wiegte er seinen großen Kopf mit den lustigen Augen hin und her und kümmerte sich nicht im mindesten um die Anstrengung des Auktionators, eine höhere Summe für ihn zu bekommen.

Er hatte nur für eines Sinn.

Vor ihm, auf Rüsselweite, saß eine Frau und aß schon längere Zeit Äpfel, herrliche Äpfel, die sie einer auf ihrem Schoße liegenden Tüte entnahm.

Schon verschiedentlich versuchte er, ihre Aufmerksamkeit zu erregen. Er hätte doch zu gerne einen Apfel gehabt. Aber die Frau beachtete ihn und seine Versuche gar nicht. Die hatte nur Augen für den großen Papagei, der vorne am Pult auf einer Stange saß. Der schien es ihr angetan zu haben.

„Lorchen, Lorchen! Willst du ein Äpfelchen haben?" lockte sie den schönen, bunten Vogel.

Doch der wollte kein Äpfelchen, nahm auch keine Notiz von der Apfelesserin, worüber sich der Elefant nicht im geringsten wunderte. Den Vogel kannte er sehr gut. Der war der Lieblingsvogel des alten Pieter, der fraß bestimmt keinen Apfel. Und Lorchen hieß er auch nicht, sondern Rani, und war ein ganz dummes, eingebildetes Vieh, mit dem man nie einen Scherz machen konnte, mit dem man nicht warm wurde.

Über den hatte er sich schon oft geärgert. Bei den täglichen Proben saß der aufgeblasen auf der Schulter des Direktors und äffte dessen heisere Kommandos nach.

„Moori knien! Moori hoch!"

Da kam ihm, Moori, oft das Verlangen, dem krächzenden Kerl eins mit dem Rüssel zu langen, aber die schwere Peitsche des alten Pieter ließ es stets beim Wunsch bleiben.

Noch in der Erinnerung daran stieg ihm die Wut hoch.

Mit einem ohrenzerreißenden Trompeten schaffte er sich Luft. Die Frau mit den Äpfeln schnellte mit einem Schrei von ihrem Sitz hoch, und die Äpfel, die lang ersehnten Äpfel, kollerten dem Elefanten direkt vor den Rüssel. Moori besann sich auch nicht lange, sondern griff zu und verschlang einen nach dem anderen mit größter Ruhe.

Den letzten aber reichte er einem kleinen Kapuzineraffen, der melancholisch neben ihm auf einer Käfigkiste saß und mit der Kette, die ihn an seinen Platz fesselte, spielte. Der Affe dankte mit einem leisen Freudenlaut und strich mit seinen kleinen Händen zärtlich und verliebt über den mächtigen Rüssel seines Freundes.

Die kleine Episode blieb nicht unbemerkt, und der Auktionator versuchte geschäftsgewandt, aus ihr Kapital zu schlagen.

„Sie haben ja nun selbst gesehen, wie schlau und gutmütig das Tier ist. Den kann ich doch nicht für fünfzehnhundert Mark weggeben — also bitte um ein höheres Angebot."

„Sechzehnhundert!" rief eine helle Männerstimme.

„Siebzehn!" bot ein tiefer Baß.

„Siebzehnhundertfünfzig!" „Achtzehnhundert!" —

„Achtzehnhundertfünfzig!" überbot eine helle Stimme, aber sie klang etwas gereizt. Man hörte den Ärger über das höhere Angebot des Basses heraus.

Schon wollte der Besitzer der Baßstimme ein neues Angebot machen, doch eine leise Berührung seiner Schulter lenkte ihn ab. Er wandte sich um. Hinter ihm stand ein junger Mann.

„Erlauben Sie mir eine Frage", begann der. „Müssen Sie den Elefanten unbedingt haben? Könnten Sie nicht mir zuliebe zurückstehen?"

„Warum?" wollte der andere wissen.

„Ja, sehen Sie, fünf Jahre habe ich das Tier gepflegt, alles was er kann, habe ich ihm beigebracht. Ich war sein einziger Freund im Zirkus. Er hängt an mir." Der junge Mann unterbrach sich.

Die laute Stimme des Auktionators füllte den Zirkus. „Achtzehnhundertfünfzig sind geboten! Niemand mehr? Zum ersten Male!“

„Lassen Sie mir das Tier, ich besitze nicht mehr Geld. Ich könnte nicht höher bieten. Zweitausend Mark habe ich mir erspart.“

„Achtzehnhundertfünfzig zum zweiten Male!“ klang's vom Pult des Herrn Witzig herüber.

Die Stimme des jungen Mannes wurde eindringlicher. „Ich habe wirklich nicht mehr.“

„So, mehr haben Sie nicht, ja, dann kann man nichts machen“, entschied die gutmütige Baßstimme.

„Achtzehnhundertfünfzig zum zweiten Male! Niemand mehr?“ Herr Witzig machte eine kleine Pause — „Und zum dritten Male!“

Klatschend fiel der Hammer des Auktionators auf das Pult nieder. Der Papagei riß erschreckt die Augen auf. „Rani brav — Rani brav“, krächzte er, als trüge er die Schuld, daß die Nederlandsche Staatskasse nicht mehr Geld für den Elefanten Moori zu schlucken bekam.

Hinten, im Halbdunkel des Zeltes, drückten zwei kräftige Fäuste dankbar die Hand des freundlichen Mannes mit der Baßstimme, dem man ansehen konnte, daß er noch viel mehr für den Elefanten hätte bieten können.

„Lassen Sie nur, ich verstehe das schon“, wehrte er den Dank ab. „Aber mich interessiert eins, was Sie mit dem Elefanten anfangen wollen. So ein großes Tier macht allerhand Kosten, Stall, Pflege und Futter“, äußerte er seine Bedenken.

Fritz Steininger, der neue Besitzer des achtjährigen indischen Elefanten Moori, hob beruhigend die Hand. „Darüber habe ich noch nicht so nachgedacht. Aber Berlin bietet doch so viele Möglichkeiten, wir werden uns schon durchschlagen, Moori und ich. Ein Heim für uns beide habe ich und das andere wird sich finden“, zerstreute er die sorgende Frage des älteren Mannes mit der unbekümmerten Lebensauffassung der Jugend.

„Na, mir soll's recht sein", stimmte ihm der andere zu, besann sich eine Weile, griff nach seiner Brieftasche und gab Fritz eine Karte. „Wenn Sie einmal nicht weiter wissen, dann kommen Sie zu mir."

Albert Scholzsche, Großtierhandlung, Berlin C, Alexanderstraße 18, stand auf der Karte.

Fritz dankte, verabschiedete sich aber nun von seinem neuen Bekannten. „Jetzt muß ich zahlen und dann Moori füttern, der arme Kerl steht schon drei Stunden da vorne ohne Futter und Wasser."

Moori wußte nichts von dem Besitzwechsel, der soeben geschehen. Er vertrieb sich die ihm unverständliche, zwecklose Umhersteherei mit freundschaftlichem Necken des Kapuzineraffen. Als er seinen Pfleger auf sich zukommen sah, unterbrach er das harmlose Spiel und begrüßte Fritz mit lautem Trompeten.

Fritz, der am Pult des Herrn Witzig die Versteigerungssumme erlegt hatte, löste die Kette vom Pflock und führte den Elefanten in das Stallzelt zum Füttern. Moori hatte Hunger und war damit einverstanden.

Der Affe aber nicht. Der riß und biß an der hindernden Kette herum und begleitete den Abgang seines Freundes mit kreischendem Schreien, das sich in ein jämmerliches Wimmern wandelte, als der Elefant Moori aus seinen Augen verschwand.

Der kleine Affe hing mit zärtlichster Liebe an dem großen Elefanten. Eine der sonderbaren Tierfreundschaften war's, wie sie gerade das enge Beieinander der Tiere im Zirkus hervorbringt.

Eigentlich war es eine Freundschaft zu dritt, die die letzten Drei vom Zirkus Grotjansen verband.

Moori, der Elefant, und Knirpschen, wie der kleine Kapuzineraffee hieß, konnten Tag für Tag kaum die Minute erwarten, bis Fritz, der Elefantenwärter, am Morgen bei ihnen im Stallzelt erschien. Wenn Fritz dann den Schlafkäfig des Affen aufschloß, sprang ihm Knirpschen mit einem Freudensatz an den Hals, drückte sich an ihn und erzählte ihm in seiner

kehligen, schnatternden Sprache die Erlebnisse der Nacht und die Freude über das Wiedersehen.

Nach dieser Begrüßung sprang er dem Elefanten auf den Rücken und vollführte dort oben einen Freudentanz, kraulte und biß dem stillvergnügten Dickhäuter an den Ohren herum, bis dem das helle Entzücken in den kleinen Augen leuchtete. Wenn sich dann Moori den Affen einmal mit dem Rüssel griff und in der Luft umherwirbelte, dann schrie Knirpschen, als hätte sein letztes Stündchen geschlagen und konnte es doch kaum erwarten, bis Moori dieses Spiel wiederholte.

Sogar der alte mürrische Pieter Grotjansen blieb allmorgendlich bei den drei Freunden stehen, sah ihrem lustigen Treiben zu und verzog dabei sein faltiges Mumiengesicht zu einem windschiefen Grinsen.

Am Abend vor der Vorstellung, wenn Moori im feierlichen Schmuck eines indischen Tempelelefanten den ankommenden Besuchern die Honneurs machte und sie am Zirkuseingang würdevoll mit Kopfnicken und Rüsselsalut begrüßte, saß Knirpschen auf dem deckengeschmückten Rücken seines Freundes und wartete auf seinen Anteil aus den Gaben der vorüberziehenden Menschen. Nie vergaß Moori seinen kleinen Freund, reichte ihm stets sein Teil — eine Banane oder Feigen —, was eben so anfiel, mit dem Rüssel hinauf.

Im Stallzelt stand schon alles im Zeichen des Abbruches. Der hübsche, kleine Zirkus Grotjansen zerstreute sich in viele Hände. „Schade darum", dachte Fritz, während er dem Elefanten sein Futter gab. „Schade, daß man nicht so viel Geld besaß, den Zirkus zusammenzuhalten."

Unwillkürlich mußte Fritz an das Schicksal der vielen Tiere denken, die nun in fremde, unbekannte Hände übergegangen waren.

Im Zirkus hatten sie es gut gehabt.

Der alte Pieter Grotjansen besaß trotz seines mürrischen Gehabens ein warmes Herz für seine Tiere. Sorgte für gute Pflege und reichliches Futter. Mag ja ein bißchen Eigennutz dabei

gewesen sein. Der sonst so knickrige Holländer wußte, daß anständige Behandlung ihm die Tiere länger erhielt. Aber das schadete ja nichts. Die Hauptsache war: die Tiere befanden sich wohl in seinem Zirkus.

Fritz konnte sich vorstellen, daß es manches der Tiere schlechter treffen werde.

In diesem Gedankengang fiel ihm plötzlich Knirpschen ein. Den kleinen Freund Mooris hatte er in der Sorge um den Besitz des Elefanten ganz und gar vergessen. Das ging doch nicht, daß die beiden Freunde getrennt wurden.

Er überzeugte sich, ob Moori mit allem gut versorgt war und rannte so schnell er konnte in das große Zelt hinüber. Den Affen mußte er noch steigern.

Rasch überrechnete er seinen Barbestand. Vielleicht reichte er noch aus. Einhundertfünfundsiebzig Mark besaß er, genug für drei solcher Affen. Und wer weiß, ob überhaupt jemand Interesse für den Affen besaß.

In dieser Hinsicht hatte Fritz sich aber gründlich geirrt.

Um den Besitz Knirpschens begann ein richtiger Kampf. Der kleine, leise vor sich hin jammernde Affe erweckte in manchem der Anwesenden Mitleid, und Mitleid ist ein guter Anreiz zum Wunsche des Besitzens.

Die halbe Stunde, die Fritz in Gedanken versunken neben dem futternden Elefanten auf der Kiste gesessen, reichte aus, um das Schicksal Knirpschens, des gehörnten Kapuzineraffen, zu entscheiden.

Knirps war weg — spurlos weg.

Der Mann, der ihn ersteigerte, hatte den Kaufpreis — zweihundertzehn Mark — erlegt. Ließ sich den Affen mit seiner Käfigkiste vom Gehilfen des Versteigerers an den Wagen bringen und fuhr ab. Namen gab er nicht an.

Der Gehilfe konnte Fritz auch keinen Anhaltspunkt geben.

„Jesagt hat er nischt", erzählte der: „drei Emmchen hat er mich jejeben, een Adlerwagen hat er jehabt, dufte Kiste — mehr weeß ick ooch nich."

Das war alles, was Fritz erfuhr.

Fritz machte sich leise Vorwürfe, nicht früher an den Affen gedacht zu haben. Eine Freundschaft war zerstört, die einen Teil des Lebensinhaltes zweier Tiere bedeutete. Um den Elefanten ging es hier weniger, der hatte ja ihn. Aber der kleine Affe tat ihm leid.

Er kannte die große Anhänglichkeit dieser Tiere. Er wußte um die Trauer, die manches der Tiere gezeigt, wenn ihm der Käfiggefährte verendete oder weggenommen wurde. Tage und Wochen fraßen sie nichts oder schlecht, bis manches von ihnen dann eines Tages tot in einer Ecke des Käfigs lag.

Fritz machte sich Sorgen um den Affen.

Wenn er erst mit Moori Verdienst und Auskommen gefunden hatte, dann wollte er sich auf die Suche nach Knirpschen machen. Vielleicht konnte er ihn zurückkaufen. Mit diesen Gedanken beschäftigt, ging Fritz zum Stallzelt zurück.

Jetzt mußte er sich erst einmal um Moori kümmern. Abschied nehmen von den Überbleibseln des Zirkus hieß es und Umzug in das neue Heim.

In der Münzstraße, dicht am Stadtbahndamm, besaß er ein kleines Häuschen mit einem Stall. Da hausten früher die Pferde seines Vaters, die der für seinen Möbeltransport brauchte. Haus und Stall standen nun schon über ein Jahr leer, seit dem Tode des Vaters. Dort wollte er mit Moori sein neues Heim aufbauen und sehen, was die Zukunft bringen würde.

Moori hatte inzwischen sein letztes Zirkusmahl verdrückt und wartete ungeduldig auf das Wiederkommen seines Betreuers. Es gefiel ihm nicht mehr in dem lärmgefüllten, halb abgebrochenem Zelt. Er war daher sehr erfreut, plötzlich Gesellschaft zu bekommen.

Einer der Zirkusdiener führte den Halbpony „Hans" herein und band ihn an dem Pflock fest, an dem die Fußkette Mooris angeschlossen war. Die beiden Tiere kannten sich gut.

Hans spielte im Programm der Tierschau das kluge Pferd. Konnte rechnen, versteckte Sachen finden und ähnliche kleine

Scherze mehr. Tagsüber und in den Pausen zwischen den Vorstellungen standen Hans und Moori früher immer nebeneinander im Zelt, und Moori hatte stets den Pony gutmütig an seiner Heumahlzeit teilnehmen lassen.

Ist es doch bei den Tieren nicht anders als bei vielen Menschen: was der andere hat, ist immer besser als das eigene.

Auch jetzt schob Moori dem kleinen Pferd das übrig gebliebene Heu mit dem Rüssel zu. Aber Hans fraß nicht. Mit hochgestellten Ohren und aufgezogenen zitternden Nüstern stand er neben dem Elefanten und starrte dem Manne nach, der ihn in das Zelt geführt hatte. Das Ungewohnte der letzten Tage, das Drunter und Drüber der Zirkusauflösung verriet dem feinen Sinn des Tieres ein Kommendes, Neues, das es nicht begriff, aber ahnte. Man hatte irgend etwas mit ihm vor — das fühlte Hans ganz deutlich.

Als nun Fritz erschien, drängte sich der Pony ganz nahe an den vertrauten Pfleger heran und stieß ihn mit der warmen Nase an.

„Da bin ich, hilf mir."

Fritz verstand die feine Aufforderung des kleinen Pferdes und klopfte ihm beruhigend den Hals. „Laß nur, Hans, wird schon alles gut werden", tröstete er den Pony.

Es war ihm ja selbst ähnlich zumute wie dem hilflosen Tier. Er hing ja auch an den Tieren, die er jahrelang gepflegt und betreut hatte und die ein dummes Schicksal nüchtern und kalt in alle Himmelsrichtungen verstreute. Er war ja genau so hilflos dabei wie die Tiere.

Rasch löste er die Kette am Pflock und führte den Elefanten aus dem Zelt. Nichts wie raus, raus aus der alten Umgebung des sich auflösenden Zirkus — fort, bevor er selbst von der Melancholie der Auflösung ergriffen wurde.

Draußen auf der Straße bekam er gleich andere Gedanken. Der starke Verkehr forderte seine volle Aufmerksamkeit.

Moori benahm sich sehr verständig. Bedächtig und ohne jede Aufregung ging er zwischen den vorbeirasselnden Autos und

Straßenbahnwagen durch, als wäre ihm das Gewimmel und der Lärm der Großstadtstraße ein alltägliches Erlebnis. Seinen kleinen, klugen Augen entging nichts.

Auch nicht der mit Bananen und Apfelsinen gefüllte Handkarren eines fliegenden Obsthändlers.

Bei dem blieb er stehen.

So etwas hatte er noch nicht gesehen. Das war doch die Erfüllung des kühnsten Wunschtraumes.

Bananen — nichts als Bananen — und direkt vor dem Rüssel.

Bevor Fritz eingreifen konnte, hatte Moori eine Rippe seiner gelben Lieblingsfrüchte ergriffen und begann eine genußreiche Schmauserei. Der Obsthändler erhob kreischend Einspruch gegen den seltsamen Kunden. Menschen sammelten sich an, und ein ausgewachsenes Verkehrshindernis hemmte den Fluß der Wagen.

Ein Schutzmann erschien: „Weitergehen, Straße freimachen", tönten seine luftschaffenden Befehle in den Haufen der gaffenden und lachenden Zuschauer. Die befolgten die Aufforderung des Verkehrsbeamten, mit der Disziplin des Großstädters, nicht aber Moori.

Der kümmerte sich nicht im geringsten um den Polizisten. Auch alle Versuche Fritzens, ihn von dem Bananenwagen wegzubringen, scheiterten. Moori wollte nicht weg von dieser einmaligen Sache. Wer weiß, ob man das wieder einmal fand. Er konnte Fritz gar nicht begreifen. Der war doch sonst nicht so. Der gönnte ihm doch alles, der hatte ihm, Moori, doch selbst oft Bananen gebracht und jetzt, wo sie in ungeahnter Menge einem vor dem Rüssel lagen, sollte er weggehen.

Komisch, wie dumm die Menschen sind.

Der Polizist beendete mit einem vernünftigen Einfall die Sache. Er gab dem Straßenhändler den Rat, seinen Wagen in die Seitenstraße zu schieben, um die Verkehrsstraße frei zu bekommen. Fritz kaufte dem Mann noch eine Rippe ab und lockte damit Moori auf die andere Seite der Straße.

Langsam brachte er, mit Hilfe der Bananen, Moori wieder

in Gang. Nachdenklich schritt er neben seinem großen Tier durch die Straßen. Das fing ja gut an. Gewitzigt durch den Vorfall, wich er allen Obsthändlern, die in der dichtbevölkerten Gegend überall an den Straßenecken standen, aus. Noch einmal wollte er das nicht erleben.

Endlich bog er in die Münzstraße ein. Er war herzlich froh darüber. Den umherwandernden Augen Mooris waren die lockenden Bezugsquellen billiger Südfrüchte nicht entgangen, und es kostete Fritz viel Kraft und Schläue, den Elefanten ohne neuen Zwischenfall daran vorbei zu lotsen. Schwitzend durchschritt er den dunklen Torbogen, der zu dem Hof führte, auf dem sein Häuschen stand. Nun war es endlich geschafft — aber — noch sollte er nicht zur Ruhe kommen.

An alles hatte er gedacht, nur an eines nicht. Und das erwies sich von größter Tragweite.

Elefanten sind größer als Pferde. Bedeutend größer. Und Türen von Pferdeställen sind nicht geeignet zum Durchlaß eines Elefanten.

Darum saß Fritz Steininger länger als eine Viertelstunde nachdenklich auf einer Futterkiste neben seinem Elefanten Moori und überlegte, daß es doch nicht so einfach war, Elefantenbesitzer zu sein.

*

Die Übersiedlung Knirpschens in sein neues Heim ging weniger aufregend für seinen Besitzer vor sich. Ein schneller Adlerwagen nahm die Käfigkiste mit dem kleinen verängstigten Affen auf und fuhr ohne Zwischenfall zum Westen Berlins hinaus. Von Zeit zu Zeit beugte sich der Mann am Steuer zu dem leise klagenden Affen nieder und versuchte, ihn mit freundlichen Worten zu beruhigen. Dann wurde es einen Augenblick still in dem Käfig, aber bald ertönte wieder das Wimmern des Affen und kündete Knirpschens Unzufriedenheit mit seinem gegenwärtigen Zustand.

Der Wagen hielt in der Stauffenstraße vor einem großen Wohnhaus. Der Besitzer des Autos nahm die Käfigkiste auf

den Arm und stieg die teppichbelegte Treppe hinauf. Im ersten Stockwerk blieb er stehen und drückte die Klingel.

„Franz Burkert, Weine en gros", konnte man auf einem blitzenden Messingschild lesen.

Eine sympathische Frauenstimme begrüßte die beiden Ankömmlinge: „Hast du doch einen bekommen, Franzl."

„Und was für an", lobte Franzl, dessen Dialekt den Wiener verriet, den Erfolg seines Besuches der Zirkusauktion.

Wenn Knirpschen nicht so sehr mit sich selbst und seinem Trennungsschmerz beschäftigt gewesen wäre, hätte er feststellen können, daß ihm sein neuer Herr und Besitzer eine durchaus anständige Umgebung bot.

Eine Fensterecke war mit allem Erforderlichen zu einem Affenheim ausgestattet. Kletterbaum und Schaukelring, Futter- und Wassernäpfe, ja sogar eine Sandkiste für dringende Angelegenheiten warteten nur darauf, von Knirpschen in Besitz genommen zu werden. Ein blitzendes Messinggitter mit einer schmalen Tür trennte die Ecke von dem übrigen Zimmer. Franz Burkert schob die Käfigkiste mit Knirpschen in das geräumige Gehege, öffnete sie, und nun warteten Mann und Frau daß Knirps die Kiste verlassen würde.

Aber Knirpschen wollte nicht. Im Gegenteil. Er griff nach der Gittertür seiner Kiste und zog sie wieder zu.

„Laßt mich in Ruhe", deutlicher konnte er diesen Wunsch nicht ausdrücken.

„Ja, weißt, der muß sich erst eing'wöhnen", äußerte Franzl etwas betreten seine Meinung.

Die Frau stimmte ihm zu, brachte aber Verschiedenes, das nach ihrer Ansicht das Eingewöhnen beschleunigen und erleichtern konnte — eine abgeschälte Banane, eine Handvoll Nüsse und frische Mohrrüben — und legte alles für den kleinen Affen zurecht. Dann verließen beide das Zimmer, um Knirpschen Zeit zum Eingewöhnen zu lassen.

Knirpschen hatte aber seine eigene Ansicht vom Eingewöhnen.

Die Zeit des Alleinseins nützte er aus, nicht um sich einzurichten, sondern um einen Weg ins Freie zu finden. Und das zu erreichen, war für den Zirkusaffen keine besondere Schwierigkeit.

Würde man im Zirkus die Affen nicht besser verwahrt haben, dann hätten die Zirkusleute jeden Morgen eine Jagd auf ihr Affenvolk abhalten können. Der Bolzen, der ohne Schloß, nur mit einem Kettchen befestigt, in den beiden Ringen an Tür und Türrahmen steckte und den man einfach herausziehen konnte, war doch etwas reichlich einfach für die Schläue des an ganz andere Verschlüsse gewohnten Knirpschens.

In Kürze begriff er, wie das Ding zu fingern war, griff durch die Messingstäbe seines Geheges, und der Weg in das Zimmer stand offen. Geräuschlos schlüpfte er durch die Gittertür in das Zimmer, blieb einen Atemzug lang lauschend stehen und schwang sich dann mit einem blitzschnellen Satz auf das Fensterbrett.

Draußen auf der Straße standen Bäume. Das war die Freiheit.

Aber da war etwas, was ihn nicht durchlassen wollte. Ein Hindernis, das man nicht sah. Das man nur fühlte. Und zwar nicht zu knapp fühlte.

Knirpschen hatte sich nämlich beim Versuch, vom Fensterbrett auf einen der Bäume da draußen zu springen, am Fensterglas den Kopf angestoßen. Glas kannte er nicht. Das gab es im Zirkus nicht. Da gab es nur Gitter oder Ketten.

Verwirrt betastete der Affe dieses sonderbare Unverständliche mit seinen Händen. Langsam begriff er die Unbesieglichkeit dieses merkwürdigen Hindernisses. Da war nicht der Weg in die Freiheit.

Also mußte sich Knirpschen einen anderen suchen. Er sprang vom Fensterbrett herunter und ging auf die gegenüberliegende Zimmerseite zu. Eine breite offene Verbindungstüre führte in das nächste Zimmer. Ein zweiteiliger Teppichvorhang verwehrte ihm die Aussicht in den dahinterliegenden Raum.

In halber Zimmerlänge vor dem Vorhang blieb Knirpschen

plötzlich stehen. Seine feinen Ohren verrieten ihm das Näherkommen eines Tieres. Auf ganz weichen leisen Pfoten ging das, und schon öffnete sich ein Spalt im Vorhang, und ein großes schwarzes Tier mit funkelnden Augen schob sich durch. Blieb mit gekrümmtem Buckel stehen und reckte seinen schwarzen Schwanz kerzengerade in die Höhe.

Knirpschen stockte das Blut in den Adern vor Schreck. So etwas hatte er noch nie gesehen. Wie angewurzelt blieb er stehen.

Der Kater an der Türe, nichts anderes war das schwarze Tier, starrte überrascht auf den Affen. Er hatte aber keine Angst. Der Anblick eines Affen war ihm vertraut. Noch vor ganz kurzer Zeit hauste in dem Messinggehege in der Ecke ein anderer Affe, mit dem ihn sogar eine dicke Freundschaft verband.

Mit Knirpschens Katzenkenntnis war es aber anders bestellt. Pieter Grotjansen mochte Katzen nicht und duldete keine im Zirkus, und darum hatte Knirpschen auch noch keine gesehen. Als nun der Kater die Absicht verriet, sich Knirpschen zu nähern, war es mit dessen letzten Funken Mut zu Ende. Mit einem Schreckensschrei flüchtete sich der Affe in das Messinggehege, zog die Tür hinter sich zu und schlüpfte in seine Käfigkiste .

Dort kauerte er sich mit bebendem Herzchen hin und wartete auf den Angriff des schwarzen Tieres.

Der blieb aus. Der Kater kam bis an das Gitter, legte sich dort in den Sonnenfleck, der durch's Fenster hereinfiel, und wartete seinerseits auf die erste Annäherung des Affen.

So fanden Franzl Burkert und seine Frau Knirpschen noch immer in seiner Kiste hocken und ahnten nichts von seinem heimlichen Erkundungsgang. Glaubten deshalb, den offenen Bolzenverschluß selbst übersehen zu haben, und änderten auch nichts daran, was sich später einmal sehr vorteilhaft für Knirpschen erweisen sollte.

*

Zwei Tage und zwei Nächte mußte Moori im Freien verbringen, bis die enge Stalltür einigermaßen seinem Körperumfang angepaßt war. Fritz schlief in einer Hängematte neben seinem Elefanten, denn so ganz ohne Aufsicht wollte er ihn doch in den Nächten nicht lassen. Am Tage führte er Moori stundenlang durch die Straßen, um ihn an Verkehr und all das Ungewohnte ihres lauten Lebens zu gewöhnen.

Noch immer hatten die Obstwagen mit der lockenden Ladung ihre Anziehungskraft auf Moori nicht verloren. Doch mit viel Geduld brachte Fritz seinem Elefanten bei, daß man an ihnen, ohne zu naschen, vorbeigehen müßte. Belohnte am Abend die Folgsamkeit Mooris mit einer Handvoll Bananen. Das kluge Tier merkte sich das und blieb deshalb am Ende eines jeden Marsches durch die Straßen an dem Wagen des Obsthändlers stehen, bei dem Fritz immer die Bananen für Moori einkaufte, und setzte sich erst wieder in Bewegung, wenn er die Tüte mit den Bananen von Fritz zum Nachhausetragen überreicht bekam.

Aber es gab noch etwas anderes auf den Berliner Straßen, das die Aufmerksamkeit und Neugierde Mooris viel stärker erregte, als die vollgefüllten Obstwagen. Da half kein Zureden und kein Drohen, Gewalt und List scheiterten, das mußte Moori bis zum letzten Tropfen auskosten.

Ja, buchstäblich bis zum letzten Tropfen.

Das war der Sprengwagen, der Straßensprengwagen und der Mann, der hinter dem Wagen mit der großen Brause einherging. Von weitem schon, wenn er so einen Wagen erspähte — und Moori hatte scharfe Augen und erspähte ihn bestimmt — rannte er darauf los. Daran konnte ihn keine Kraftanstrengung hindern. Da mußte Fritz eben mittraben. Dann trottete Moori hinter dem Wagen her, ließ sich Beine und Rüssel vollspritzen und war restlos selig.

Moori fand sein gegenwärtiges Dasein überhaupt sehr zufriedenstellend. Viel zu tun hatte er nicht. Unter Tags arbeiteten er und sein Herr als Reklameträger für ein großes Varieté.

Je drei Stunden am Vormittag und Nachmittag zogen sie durch die Straßen.

Moori trug dabei zwei große Plakate auf dem Rücken, eine Last, die ihn durchaus nicht hinderte, nach seinen Freunden auszuspähen.

Er hatte schon eine stattliche Anzahl Straßenbekanntschaften geschlossen. Die versteckte Tierfreundlichkeit des gutmütigen Berliners half ihm dabei. Das kluge und fröhliche, immer zu lustigen Streichen aufgelegte Tier erwarb sich schnell die Zuneigung vieler Menschen, die, wie er und sein Besitzer, ihre Geschäfte auf der Straße betrieben.

Besonders die fliegenden Obst- und Gemüsehändler an den Straßenecken wurden seine Freunde. Nicht wenige waren es, die ihm unansehnlich gewordenes Obst oder Gemüse zurechtlegten und sich darauf freuten, wenn er bei ihnen stehen blieb und mit lautem Trompeten und Rüsselgruß um ihr Geschenk bat.

Der kluge Elefant kannte die Eigenschaften seiner Gönner genau und verhielt sich dem Furchtsamen gegenüber zurückhaltend, bei den Unerschrockenen erlaubte er sich ein derberes Zufassen.

Kein anderes Tier besitzt ein so ausgeprägtes, untrügliches Gedächtnis und die feine Unterscheidungsgabe wie der Elefant. Aber auch kein anderes Tier ist so spekulativ wie der Elefant. Er versteht, seine Fähigkeiten und Kenntnisse ganz ausgezeichnet zu seinem Vorteil auszunutzen.

Man beobachte nur einmal das Verhalten der Tiere in einem großen Tiergarten.

Stumpfsinnig stehen die Hornträger: Hirsche, Gazellen und Antilopen an ihren Gittern und warten darauf, von den Vorübergehenden irgendeinen Bissen zugesteckt zu erhalten, verfolgen den Besucher vielleicht noch bis an das Ende ihres Geheges. Bleiben enttäuscht stehen, wenn es nichts gab, und versuchen ihr Glück beim Nächsten.

Auch Kamele, Lamas und große Laufvögel verhalten sich

nicht anders. Etwas zudringlicher als die Hornträger, strecken sie dem Beschauer ihren langen Hals über das Gitter entgegen. Aber keinem fällt es ein, durch irgendein Besonderes die Aufmerksamkeit auf sich zu lenken.

Bären sind schon bessere Bettler. Aber ihre bittenden Gesten sind nichts anderes als das Männchenmachen unseres um einen Happen bittenden Hundes.

Selbst das intelligente Affenvolk versteht es nicht, durch eine Leistung die vor ihrem Gitter stehenden Menschen zur Hergabe eines Geschenkes zu veranlassen. Mit der durch die Gittermaschen gestreckten bittenden Hand hört all ihre Fechtkunst auf.

Ganz anders benimmt sich der Elefant. Er weiß, was er kann. Er weiß es aber auch richtig anzuwenden.

Er lockt sich seine Gäste an. Zeigt ihnen seine harmlosen Kunststückchen unaufgefordert und vergißt nicht, sich sofort seine „Gage" einzukassieren. Er verkauft mit Bewußtsein und Ausdauer seine Kenntnisse. Und kommt dabei bestimmt auf seine Rechnung.

Mooris Verhalten bei seinen Straßenwanderungen war nichts anderes als das Ausnützen der den Elefanten eigenen Begabung. Er wußte genau, wie er seine Gönner anzufassen hatte.

Dem einen gefiel es, wenn der große, mächtige Tierkoloß mit gebeugtem Knie und hocherhobenem Rüssel um sein tägliches Geschenk bat. Der andere wollte wieder familiär, vertraulich behandelt werden und fühlte sich geschmeichelt, wenn ihn der Elefant mit vorsichtig tastendem Rüssel über Gesicht und Hand fuhr.

Andere Obsthändler waren genau so geschäftstüchtig wie Moori und sahen es gern, wenn das auffällige Tier an ihren bescheidenen Verkaufsständen stehen blieb und Käufer anlockte. Mancher Groschen löste sich aus dem Besitz der Umstehenden und wanderte in die Tasche des Obsthändlers.

Aber nicht nur Obsthändler standen auf der Kundenliste Mooris. Es gab noch manchen anderen Tierfreund, der den

klugen und dabei so gutmütigen Dickhäuter ins Herz geschlossen hatte.

In einer kleinen Querstraße der Münzstraße, die Fritz mit seinem Elefanten jeden Morgen und Abend durchschritt, wartete die dicke, rundliche Besitzerin einer kleinen Bierwirtschaft jedesmal auf das Erscheinen ihres großen grauen Freundes. Tagsüber sammelte sie sorgfältig die übrigbleibenden Brotreste in ein Körbchen, das ihr Moori am Morgen überbrachte und abends gefüllt abholte.

Jedesmal meldete er sein Erscheinen durch vorsichtiges Klopfen mit dem Rüssel am Fenster an. Überreichte das Körbchen oder nahm es in Empfang und hörte sich die freundlichen, zärtlichen Begrüßungsworte der behäbigen Wirtin an. Dabei blinzelte er ihr mit seinen lustigen Augen zu, als verstände er jedes Wort und verabschiedete sich dann mit grüßendem Kopfnicken von seiner Gönnerin.

Überhörte man aber sein Klopfen, so öffnete er sich die Tür, die von der Straße in die Wirtsstube führte, steckte seinen großen Schädel durch und schickte seine Augen, Ausschau haltend nach der Wirtin und dem Körbchen, umher, erinnerte die Frau durch lautes Trompeten an ihre Pflicht und zog dann zufrieden mit seinem Körbchen ab.

Als Gegenleistung holten Moori und Fritz jede Woche einmal einen schweren Sack mit Kartoffeln von der Markthalle und brachten ihn der Wirtin. Sparten so der ohnehin sehr beschäftigten Frau den täglichen Weg zum Händler.

Eine Freundschaft ist der anderen wert — der Bejahung dieser Spruchweisheit verdankt Moori sein schönstes Erlebnis.

Auf dem Hofe, vor dem Stall des Elefanten, parkten die großen Wagen des Versandgeschäftes — Willy Thurn — eines freundlichen alten Herrn. Moori half oft, die schwerbeladenen Wagen aus dem Hof hinausschieben.

Thurn, der vom Fenster seines Geschäftszimmers häufig die Hilfsbereitschaft des Elefanten und seines Besitzers ansehen

konnte, kam auf eine glänzende Idee. Er ließ eines Abends Fritz in sein Büro rufen.

„Ich habe da an einem See ein Waldgrundstück. Ein Blockhaus und eine Remise stehen darauf, groß genug für Ihren Elefanten. Wie wäre das, wenn Sie jeden Sonnabend mit Moori hinausziehen und über Sonntag bleiben würden?" schlug er Fritz vor.

„Bäume, Wiesen, Sand und ein Bach sind vorhanden. Da könnte sich Moori doch ein bißchen erholen von der ewigen Asphalttraberei. Ich glaub', das würde ihm sauwohl tun" meinte er in seiner ungezwungenen Art.

Fritz sah das auch ein, und so kam Moori zu einem herrlichen Wochenende.

*

Neuland tat sich für ihn auf.

Im Gehege eines zoologischen Gartens geboren und im Zirkuszelt aufgewachsen, kannte der Elefant nichts anderes als Gitterstäbe und Zeltwände. Fritz war selbst neugierig, wie sich Moori in der ungewohnten Umgebung benehmen würde.

Am Sonnabend, nach Beendigung ihres Tagewerkes, zogen sie, hochbeladen mit Futtersäcken und Proviant für zwei Tage, nach dem Grundstück hinaus. Draußen, am Zauntor, erwartete der Wächter den seltsamen Besuch und mit ihm die gesamten Bewohner des mehrere Morgen umfassenden Wildparkes, bestehend aus Fleck, einem großen deutschen Jagdhund, Troll, dem schwarzgrauen Ziegenbock und Ata, seiner Gefährtin. Dazu noch etliche Dutzend Enten und Gänse und vor allem Nepomuk, ein großer männlicher Storch, der vor Jahren bei einem unglücklichen Flug gegen Telegraphendrähte einen Flügel eingebüßt hatte.

Nepomuk war bisher der unbestrittene Herrscher auf dem Grundstück. Ein leises Furchtgefühl vor dem großen hochbeinigen Vogel mit seiner schnell zustoßenden spitzen Schnabellanze unterwarf ihm die zwei- und vierbeinigen Mitglieder der kleinen Tiergemeinde auf dem weitläufigen Gelände.

Jeder Futterstreit und jede Auseinandersetzung verstummte sofort, wenn er mit langen Schritten auf die Streitenden zuschritt, sogar der streitsüchtige, kampflustige Troll riß in solchen Fällen aus und zog es vor, weitab von Nepomuk seine Meinungsverschiedenheiten mit Ata auszutragen.

Furcht kannte der einflügelige Storch überhaupt nicht. Auch bei Mooris Erscheinen nicht. Als einziger von sämtlichen Tieren blieb er auf seinem Platz, dem Steinpfeiler, der die Zauntüre trug, stehen, begrüßte das graue Ungetüm mit erregtem Schnabelgeklapper. Moori griff mit dem Rüssel nach dem Storch, zog ihn aber erschreckt zurück, als Nepomuk diesen Begrüßungsversuch mit einem blitzschnellen Schnabelhieb beantwortete. Der Elefant blieb einen Augenblick stehen, beäugte den frechen Gesellen auf dem Steinpfeiler und hob mit lautem Trompeten warnend den Rüssel.

Das genügte dann auch für Nepomuk.

Mit weitem Sprung brachte er sich in Sicherheit, folgte aber dem Elefanten bis zur Remise, von deren Dach er das Weiterbeginnen des sonderbaren Eindringlings in seinem Reich mit gespannter Aufmerksamkeit verfolgte.

Fritz entledigte den Elefanten seiner Traglasten und warf dem durch den langen Marsch hungrigen Tier eine ausreichende Mahlzeit Heu vor. Während der Elefant futterte, erkundigte Fritz sich bei dem Verwalter über Größe und Sicherung des Grundstückes und erfuhr von dem Mann, daß das ganze Gelände mit einem starken Holz- und Drahtzaun umgeben war, der den Zutritt von Menschen ausschloß.

„Da könnten wir ja Moori ohne Fesselung frei laufen lassen, er folgt mir ja aufs Wort", beruhigte Fritz den damit nicht ganz einverstandenen Verwalter.

Und nun begann für Moori das seltsamste Erlebnis seines Lebens.

Wunder auf Wunder zeigten sich ihm.

Schon der weiche, kühle Grasboden war etwas Köstliches, ganz anders als der harte, oft glühheiße Asphalt der Berliner

Straßen. Wie der federte und unter der schweren Last nachgab. Ganz wunderbar war das.

Moori blieb stehen. Vorsichtig und prüfend tastete er den Grasboden mit dem Rüssel ab, rupfte ein Büschel Gras und schob es in das Maul. Schien ihm nicht schlecht zu schmecken. Lange hielt er sich aber nicht damit auf, denn Neugierde und Forschungslust trieben ihn weiter.

Von rotstämmigen hohen Föhren umsäumt lag eine große Sandfläche vor ihm. Echter, märkischer Sand.

Sand kannte Moori noch vom zoologischen Garten her. Aber Sand in solchen Mengen doch nicht. Mit schnellen Schritten eilte Moori darauf zu und bald war von ihm fast nichts mehr zu sehen. Eine dicke Sandwolke stieg auf, in die sich der Elefant eingehüllt hatte. Von Zeit zu Zeit kündeten laute fröhliche Trompetenstöße das Wohlbehagen des ausgelassenen Tieres.

Moori war ganz außer Rand und Band.

Einfach selig.

In höchster Wonne wälzte er sich in dem feinen, köstlichen Sandmeer und rieb sich die spröde und rissig gewordene Haut glatt.

Wie wohl das tat.

Lange dauerte das Spiel. Fritz störte seinen großen grauen, fleißigen Arbeitsgenossen nicht und ließ ihn austoben, solange es ihm gefiel.

Endlich hatte Moori genug an dem ausgelassenen Spiel, schüttelte sich den Sand vom dicken Fell und setzte die Erforschung dieses herrlichen Paradieses fort.

Bedächtig und genießerisch durchschritt Moori die Landschaft. Alles interessierte ihn, alles war neu für ihn. Mitten in seiner Wanderung blieb er stehen, hob den Rüssel und zog witternd Luft ein. Wasser roch er. Ein kleiner Bach durchschnitt das Gelände. Moori eilte darauf zu.

Am Ufer blieb er stehen und steckte erst einmal den Rüssel in das grünfarbige Wasser, pumpte ihn voll und sandte einen zischenden Strahl über Kopf und Rücken. Dann stieg er in den

Bach, dessen Wasser ihm knapp zur halben Beinhöhe reichte. Vorsichtig kniete er nieder und ließ sich nun das Wasser um Brust und Bauch streichen. Ein vergnügliches Hinundherwiegen des Kopfes zeigte sein wohliges Behagen an.

Inzwischen hatte sich auch die erste Aufregung der vierbeinigen Geländebewohner über den seltsamen Besuch gelegt.

Ata, die neugierige Ziegendame, war die erste, die sich an den Bachrand heranwagte. Mit schiefgelegtem Kopf sah sie dem fröhlich badenden Riesentier zu. Troll, der sonst so angeberische Bock, stand mit gespreizten, fluchtbereiten Beinen hinter ihr und täuschte mit dünnem Gemecker den nicht vorhandenen Mut vor.

Nepomuk stelzte, mit dem einzigen Flügel schlagend, um die beiden Ziegen herum. Auch Fleck kam angeschlichen und äugte, unschlüssig wie er sich verhalten sollte, zu dem im Bach liegenden Elefanten hinüber.

Die Tiere zeigten eine seltsame Unsicherheit. Ihr feiner Instinkt verriet ihnen, daß sie von dem ungewöhnlichen Tier da unten im Wasser nichts zu befürchten hatten, sie ahnten seine Ungefährlichkeit. Aber die fremdartige, furchterweckende Gestalt des riesenhaften Tieres ließ jeden Annäherungsversuch als viel zu gefährlich erscheinen.

Moori betrachtete die aufgeregte Gesellschaft mit lustigen Augen. Für ihn war das nichts Neues.

Im Zirkus hatte er oft mit Hunden und dressierten Ziegen gearbeitet. Nur so einen wie den langstelzigen Kerl hatte er noch nicht gesehen.

Er fühlte die Unsicherheit und das zagende Benehmen der am Bachrand stehenden Zuschauer und ging nun selber zum Angriff über.

Langsam hob er sich aus dem Bachbett, schüttelte seinen gewaltigen Körper und tat so, als ginge ihn die am Ufer stehende ganze Gesellschaft nichts an. Sandte aber plötzlich und ganz unerwartet einen kräftigen Wasserstrahl aus dem zielsicheren Rüssel zu ihnen hinüber.

Die Begossenen spritzten mit lautem Durcheinander ihrer verschiedenartigen Stimmen auseinander.

Moori quittierte ihr Geschrei mit fröhlichem Trompeten und stieg dann mit bedächtigen Schritten aus dem Bach heraus.

Troll und Ata waren überhaupt nicht mehr zu sehen.

Nepomuk hatte sich auf einen Sandhügel geflüchtet und schimpfte von dort herab auf den Elefanten.

Fleck war als einziger in der Nähe geblieben. Sein geschulter Instinkt ließ ihn die Ungefährlichkeit des fröhlichen großen Tieres erraten. Er blieb deshalb auch stehen, als Moori sich ihm näherte. Der Elefant hielt vor dem Hund und tastete spielend mit dem Rüssel nach Fleck.

Der erste Annäherungsversuch gelang.

Der schöne, kluge Hühnerhund hielt stand. Nur die zitternde Rutenspitze verriet die letzte Spur von Angst.

Doch bald schwand auch die heimliche Furcht und, im Gefühl einer gut überstandenen Gefahr, umsprang Fleck mit selbstzufriedenem Gebell den Tierkoloß, von dem man aus der Hundeperspektive überhaupt nichts als vier dicke Säulen sah. Die erste Freundschaft mit einem der Tiere seines neuen Wochenendheimes hatte Moori angebahnt.

Das mutige Verhalten Flecks wirkte sich auch auf Troll und Ata aus. Jedenfalls wagten sie sich aus ihrem Versteck heraus und begleiteten Moori, den Fritz angesichts der aufkommenden Dämmerung unter Dach brachte, bis an die Türe der Remise. Dort hielten sie noch ein längeres Palaver ab, dessen aufgeregtes Gemecker erst verstummte, als der Verwalter sie in ihren Stall führte.

Nepomuk aber ging noch einige Zeit mit stelzbeinigen, weiten Schritten vor dem Remisenfenster auf und ab. Wie eine Schildwache. Erst mit der einbrechenden Dunkelheit schwang er sich in sein Nest auf dem Dach der Remise. Dort stand er noch lange, auf einem Bein, bewegungslos und scheinbar nachdenklich, als sinne er darüber nach, wie er die verlorene Herrschaft

wieder zurückgewinnen könne, die er bisher so unwidersprochen auf dem Gelände inne hatte. Aber es schien ihm nichts einzufallen, denn resigniert steckte er seinen Kopf unter seinen einen Flügel und schlief ein.

*

So zufrieden Moori mit seinem Schicksal war, so unzufrieden fühlte sich Knirpschen in seinem neuen Heim. Das beste Futter, die verliebteste Pflege seiner jetzigen Besitzer mit all ihrer Fürsorge und Zuneigung konnten den empfindlichen kleinen Kapuzineraffen nicht über den Verlust seiner Zirkusfreunde trösten.

Er hatte Sehnsucht nach Fritz und Moori, tiefe, schmerzende Sehnsucht, die ihn krank und elend machte.

Da halfen ihm auch die aufdringlichen Annäherungsversuche des schwarzen Katers nicht, der stundenlang draußen vor dem Gitter des Käfigs saß und unermüdlich um die Freundschaft Knirpschens warb.

Der über das ablehnende Verhalten Knirpschens enttäuschte Kater hatte sich einen neuen Versuch, die Aufmerksamkeit des Affen zu erregen, ausgeklügelt. All sein Spielzeug schleppte er vor den Käfig, um damit Knirps zu reizen.

Einen Ball, eine auf der Straße gefundene Kinderrassel und sein Heiligtum, einen alten, pelzgefütterten Pantoffel, den er einmal aus dem Schlafzimmer seines Frauchens ergattert hatte und so geschickt gegen alle Versuche, ihm das schöne Stück wieder abzujagen, verteidigte, daß man endlich darauf verzichtete, ihn wiederzubekommen.

Alle diese Herrlichkeiten baute der Kater vor Knirpschens Käfig auf und begann ein einladendes, lockendes Spiel, das er oft über ganze Vormittage ausdehnte.

Erkannte er die Erfolglosigkeit seiner Bemühungen, den Affen aus seiner teilnahmslosen Ruhe aufzurütteln, so schwang er sich mit einem Satz auf das Fensterbrett und drehte Knirpschen beleidigt den Rücken zu.

Und gerade um den Platz am Fenster beneidete der Affe den Kater.

Wenn niemand im Zimmer anwesend war, der Kater nicht und auch nicht der Besitzer der Wohnung, dann öffnete Knirpschen die Käfigtüre und sprang aufs Fensterbrett. Die Nase ans Glas gedrückt, so saß er da und starrte sehnsüchtig auf die Straße und die sie säumenden Bäume hinaus. Mit wild klopfendem Herzen saß er da und wartete darauf, daß dies unerklärliche unsichtbare Hindernis, das ihn von der Freiheit trennte, einmal verschwinden würde.

Hörte er näherkommende Schritte, so schlüpfte er blitzschnell in seinen Käfig zurück und kauerte sich still und teilnahmslos in eine Ecke, als hätte er nie den Käfig verlassen.

Nur die Abdrücke von Nase und Hand verrieten seine heimlichen Sitzungen am Fensterbrett.

Seine neuen Pfleger, Franzl Burkert und dessen Frau, schoben diese Spuren am Glas dem Kater zu und dachten mit keinem Gedanken an Knirpschen und seine Kenntnisse im Öffnen und Schließen der Käfigtüre.

Ahnten deshalb auch nichts von der nagenden, unaufhörlichen Sehnsucht des sich so einsam und verlassen fühlenden Affen, mit der dieser einmal die Gelegenheit des offenen Fensters, den einzigen Weg in die Freiheit, abwartete.

Sorglos standen sie daher am offenen Fenster und schauten dem Elefanten zu, der unten auf der Straße stand und mit lautem Trompeten die Menschen an die Fenster lockte, damit sie die Plakate, die von seinem Rücken herabhingen, lesen sollten.

Auch Knirpschen hatte diesen seltsamen Tierruf gehört. Wie ein Peitschenhieb wirkte der auf ihn. Mit einem schrillen, spitzen Schrei antwortete er. Mooris Stimme war das, die gute, so vertraute Stimme seines großen, grauen Freundes Moori. Ein Satz brachte ihn an die höchste Stelle seines Käfiggitters, von der er auf die Straße hinunterblicken konnte.

An allen Gliedern zitternd, preßte sich Knirpschen an die

Gitterstäbe und starrte zu dem Elefanten hinunter. Das war Moori, und daneben stand der Mann, der ihm, Knirpschen, solange er sich erinnern konnte, Pfleger und Freund war.

Wieder ertönte der Lockruf des Elefanten. Für Knirpschen war er Signal zu blitzschneller Tat.

Mit einem Sprung war er an der Gittertür, öffnete sie leise, ein zweiter Sprung endete auf der Schulter Franzl Burkerts, und ehe der eingreifen konnte, sauste der Affe im weiten Schwung durch die Luft und landete im Gezweig des Lindenbaumes vor dem Fenster.

Dem sonst so geistesgegenwärtigen Franzl blieb vor dem blitzschnellen Handeln des flüchtigen Affen „die Spucke weg", wie der Berliner in solchen Fällen sich bildhaft ausdrückt.

„Na hörst", war alles, was er zu sagen wußte, und sah dann staunend der sich auf der Straße abrollenden stürmischen Begrüßungsszene der letzten drei vom Zirkus Grotjansen zu.

Knirpschen gebärdete sich wie toll vor Freude. Bald tanzte er in grotesken Sprüngen auf dem Rücken Mooris umher, biß den in Ohren und Rüssel, dann wieder hing er am Hals Fritzens und überschüttete ihn mit einer wortreichen Suada seiner kehligen Affensprache und wußte kaum, wie er seine Zärtlichkeiten zwischen den beiden solange sehnsüchtig vermißten Freunden teilen sollte.

Ein schaulustiger Kreis Neugieriger umstand die drei ehemaligen Zirkusgenossen, und Franzl Burkert hatte Mühe, sich durch die Menschenmenge einen Weg zu Fritz zu erzwingen. Knirpschen flüchtete bei Franzls Erscheinen schuldbewußt auf Mooris breiten Kopf und schimpfte von dieser zugriffsicheren Warte mit schnatternden, sich überstürzenden Lauten auf seinen Besitzer herab, verfolgte dabei aber aufmerksam die Unterredung der beiden Männer, die das Schicksal des kleinen Kapuzineräffchens endgültig bestimmte.

Franz erfuhr von dem langjährigen Zusammenleben der beiden Tieren und sah ein, daß eine neue Trennung eine große

Härte für Knirpschen bedeutete. Er verstand nun das seltsam scheue und stille Benehmen des Äffchens während der kurzen Zeit, die es in seinem Besitz war, und einigte sich schnell mit Fritz auf einen Preis für Knirpschen.

„Da kann man halt nix machen", meinte er, als die drei sich wiedergefundenen Freunde an der Straßenecke seinen Augen entschwanden.